

# **Landesbibliothek Oldenburg**

## **Digitalisierung von Drucken**

Heft 2/3, September 1993

# Oldenburgische Familienkunde



Herausgegeben von dem Oldenburger Landesverein für  
Geschichte, Natur- und Heimatkunde e. V.  
durch die „Oldenburgische Gesellschaft für Familienkunde“  
von Wolfgang Büsing, Lerigaumweg 14, 2900 Oldenburg

---

Jahrgang 35

Heft 2/3

September 1993

---



## Im Hankenhof zu Ohmstede

**Eine Kindheit um die Jahrhundertwende**

**Vom Leben im alten Bauernhaus  
am Stadtrand Oldenburgs,  
erzählt und aufgeschrieben im Jahre 1974**

von Anni Hanken



## Vorwort des Herausgebers

Oldenburg ist altes Bauernland. Der größte Teil der heimischen Bevölkerung ist daher bäuerlicher Abstammung, und die Landwirtschaft spielte hier einst eine beherrschende Rolle. Das wird auch in zahlreichen Beiträgen unserer „Oldenburgischen Familienkunde“ deutlich. Neben etlichen Stammlisten und Familiengeschichten aus der bäuerlichen Sphäre haben wir vor Jahren auch zwei Arbeiten über das Leben auf dem Lande aus der Sicht zweier oldenburgischer Marschenhöfe veröffentlicht, nämlich vom Francksen-Hof in Ruhwarden („Grüße aus dem vorigen Jahrhundert“, OF Jg. 29, 1987, Heft 1/2) sowie vom Hansing-Hof in Nordenham („Gut Nordenham in Butjadingen“, OF Jg. 32, 1990, Heft 2/3). Wir freuen uns, diesen beiden Darstellungen einstiger ländlicher Verhältnisse aus der Marsch jetzt ein weiteres Beispiel mit der Schilderung eines Geestbauernhofes bei Oldenburg, nämlich des Hanken-Hofes in Ohmstede, an die Seite stellen zu können. Über diesen schon seit 1307 urkundlich genannten Hausmannshof hat Dr. Heinrich Munderloh in seinem Buch „Die Bauerschaften Ohmstede und Bornhorst“ (1984) die geschichtlichen Daten mitgeteilt. Dem Familienforscher und Heimatfreund wird nun auch eine Darstellung der bäuerlichen Strukturen und gesellschaftlichen Verhältnisse dieses Hanken-Hofes um 1900 willkommen sein.

Wolfgang Büsing

Die Drucklegung wurde von der Familie Hanken gefördert, insbesondere von Gerd Hanken vom neuen Hankenhof in Bookholzberg, sowie von Gerriet Hanken, Dr. phil. Hans Hanken, Marianne Hullmann, Helga Büchner und Renke Meinardus. Frau Marlis Ottmann, München, führte die Textbearbeitung durch.

Die beigegefügte Stammtafel „Die Familie Hanken aus Ohmstede“ wurde von Dr. Heinrich Munderloh, Oldenburg, erstellt und ergänzt und geschrieben von Ewald Janßen, Rodenkirchen.

*Abb. 1 (Titelseite): Der Stammhof Hanken zu Ohmstede, Aquarell von Marianne Hullmann*

# **Im Hankenhof zu Ohmstede**

## **Eine Kindheit um die Jahrhundertwende**

### **Vom Leben im alten Bauernhaus am Stadtrand Oldenburgs, erzählt und aufgeschrieben im Jahre 1974**

von Anni Hanken

Dies BÜchlein erzählt die Geschichte der letzten 60 Jahre unseres großelterlichen Hofes. Dieser Hof ist für unsere Erinnerung der Mittelpunkt unserer Kindheit, und sein langsames Sterben und endlicher Abbruch (1971) ging uns sehr nahe.

Deshalb war es ein besonderes Geschenk unserer kürzlich verstorbenen Tante Anni Hanken (1898-1974), daß sie uns in dieser „Chronik“ das Bild des alten Hankenhofes neu erstehen ließ.

Sie tat es in so anschaulicher und lebendiger Weise, daß wir glauben möchten, es gehe weit über unsere familiären Belange hinaus. Was hier erzählt wird, ist das Lebensbild einer alten oldenburgischen Familie, und es scheint uns, daß es stellvertretend für ihre Zeit und ihren Lebensraum berichtet: über den Alltag des bäuerlichen Lebens in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, über das Eingebundensein in Dorf und Familie und über die Zeitschicksale seit dem ersten Weltkrieg bis zur Verdrängung durch die heranrückende Stadt.

Für die ältere Generation wird diese Chronik eine willkommene Erinnerung sein und für die jungen Leser ein anschauliches Bild geben von einem Leben, das vor den eingreifenden Veränderungen der letzten Jahrzehnte hier seinen ruhigen, stetigen Gang im Rhythmus des Jahres und Lebensablaufes ging, das dann aber die Einbrüche unseres Jahrhunderts erleiden und Wege des Neubeginns suchen mußte.

Oldenburg i. O., im Dezember 1975

Marianne Hullmann



Alles ist an Gott gelegen,  
Menschen richten wenig aus.  
Gieb o Herr nur deinen Segen,  
Dann ist wohlbestellt das Haus.

Spruch über der Haustür

Denkt Euch, wir lebten im Jahre 1910, oder sage ich: zwischen der Jahrhundertwende und dem großen Weltkrieg, der 1914/1918 Europa erschütterte und alles umbrach, was bis dahin einigermaßen festen Bestand hatte, oder sage ich: bis zur Zeit der Elektrizität und der Technik, die plötzlich alles veränderte. Ich bin jetzt 75 Jahre und möchte mich zurückerinnern. Aber jetzt, wo ich anfangen will zu schreiben, merke ich, daß mir niemand dabei helfen kann. Ich bin jetzt die Älteste aus der Familie. Die sehr wenigen Alten aus meiner Bekanntschaft müßte ich mal fragen. Aber auch denen wird vieles schon verwischt sein. Ich habe kein gutes Gedächtnis und weiß wenig aus meiner frühesten Kindheit. Ich will versuchen, Euch Nachkommen vom Leben in dem alten Bauernhaus in Ohmstede zu erzählen. Ihr, die Kinder von Karl-August Hanken, und Ihr, die Kinder von Dieter Hanken, der am 1. April 1955 nach Bookholzberg übersiedelte, an die ich beim Schreiben denke, kennt dieses Haus noch. Ihr kamt von Donnerschwee, wo Ihr seit 1958 wohntet, und von Bookholzberg zu Besuch zu Eurem Opa Karl und Eurer Oma Käthe. Durch das kleine Gartentor kamt Ihr strahlend durch den langen Garten, und vor Euch lag das alte reithgedeckte Bauernhaus, efeuumwachsen, mit niederem Dach. So stand es seit Jahrhunderten - 1307 wurde der Hof schon genannt.

Nur war vieles vergrößert, umgebaut und modernisiert. Durch die Gartentür mit langen Glasscheiben kam man in den Flur, in den Windfang, wie wir ihn nannten, mit schönen Zementfliesen gepflastert. Ein alter Eichenschrank aus dem Jahre 1743 stand da und eine Truhe aus dem Jahre 1728 mit den Inschriften „Anno 1743 Hille Freels zu Ohmstede“ (Großmutter von Christian Hanken) und „Grete Ahlers 1728“.

Ich kenne noch die alten Fliesen - nein, keine Fliesen: es waren rote Backsteine, dazwischen lagen kleine, in Sand gebettete graue Kiesel. Diese roten Steine wurden jeden Sonnabend geschrubbt und mit Steinrot aufgefrischt und gerötet. Dies Muster findet Ihr noch im Ammerländer Bauernhaus in Zwischenahn.

Zur Gartenseite hin war ein sogenannter Unterschlag, d. i. eine niedergezogene Decke. Auch das findet man im Ammerländischen Bauernhaus, Zwischenahn. Darunter, also neben der Gartentür, war ein niedriges Fenster mit kleinen Scheiben. Efeu war hineingewachsen, und der Unterschlag war grün bewachsen. Man hatte einen wunderbaren Blick in den alten Garten. Am anderen Ende des Flurs lag die Küche mit zwei niedrigen Fenstern und kleinen Scheiben und einem Schrägdach. Daneben die sogenannte Schüsselküche, de



Schottelkök, mit einem Ausgang nach draußen. Vielleicht 5-10 m weiter war die Hecke zwischen uns und dem Nachbarn. Von der Küche läßt sich viel erzählen, denn da geschah sehr viel. Davon später. Eine zweite Tür ging zur Diele hinaus. Rechts von der Gartentür lag die Wohnstube, die Sidelstuv, auch mit zwei niedrigen Fenstern mit kleinen Scheiben. Der Fußboden bestand aus breiten Dielen, die gefeudelt oder geschrubbt wurden, und es wurde weißer Sand ganz dünn darüber gestreut. Einen Teppich hatten wir zuerst nicht. Später lag da ein roter Kokosteppich. Es stand ein kleiner eiserner Ofen darin, der mit Torf geheizt wurde. Der Schornstein ging zur Diele hinaus (damit wurden auf der Diele Wurst, Speck und Schinken geräuchert). Und wenn vorne die große Haustür offen stand, und der Ostwind fegte hinein, dann konnte es in der Stube furchtbar rauchen. Mutter rief dann ganz verzweifelt: „Oh, oh, oh!“ und schlug die Hände zusammen. Eine wunderschöne rote Decke lag auf dem Tisch, ein hellbraunes Muster war hineingewebt. Ich hab sie gut in Erinnerung. Ich glaube, es war ein sehr gutes Stück. (Mutters Aussteuer war sehr gut und solide.) Zwischen den Fenstern hing ein langer Spiegel, darunter stand eine Kommode. Ein rotes Sofa hatten wir. Das war Vaters und Mutters Platz. Vaters schöner alter Schreibtisch stand da, aus seinem väterlichen Besitz. Marianne Hullmann hat ihn jetzt. Hinter der Wohnstube lag die Kammer unserer Eltern: ein kleines Fenster mit kleinen Scheiben. Die Betten standen hintereinander. Nach heutigen Begriffen war es sehr primitiv. Aber Vater und Mutter haben ihre ganze Ehe darin verbracht und haben es sicher nicht als primitiv empfunden. Und die Betten selbst? Dicke Federbetten, darüber ein graugemustertes „Bettsprey“, man würde es jetzt Tagesdecke nennen.

Matratzen, nein, die gab es nicht. Wir schliefen auf Strohsäcken (später waren es Matratzen). Schieres, langes Roggenstroh mußte es sein, das manchmal erneuert wurde. Das Bettenmachen brachte natürlich viel Staub, denn das Stroh mußte jeden Morgen aufgeschüttelt werden. Geheizt wurde nicht in den Kammern. Wir hatten noch zwei andere Stuben. In der „zweiten Stube“, wie wir sie nannten, standen ein helleichener Ausziehtisch und viele Stühle, eine eichene „Credenz“ und ein Schreibtisch für Vater. In dies Zimmer führten wir die Gäste, die geschäftlich mit Vater zu tun hatten. Da wurde auch gegessen, wenn wir Besuch hatten. Ein Linoleumfußboden war darin.

In unserer „guten Stube“ standen Mutters grüne Salon-Möbel aus Nußbaum, auf die Mutter mit Recht sehr stolz war. Ich habe sie später übernommen und bewohne sie noch heut hier oben in meiner Wohnung. Sie sind 1896 gekauft und weder neu überzogen, noch aufgearbeitet. Und mein Besuch findet es immer traulich gemütlich in meinen alten Möbeln.

Den Schreibtisch aus der „zweiten Stube“ hat Marianne Hullmann jetzt. Das Eckzimmer zum Garten hin war die Kinderkammer (später die Fremdenkammer). Eine Schrägwand an der Längsseite, drei Fenster: zwei niedrige zur Gartenseite, eines an der Rückseite des Hauses. Zuerst schliefen Magda und ich da mit unserem kleinen Bruder Karl. Später kriegte dieser Bruder sein eigenes

Zimmer, und die kleine Schwester Frieda kam zu uns 'rein. Karls Kammer lag an der Nordseite. Es schien weder Sonne noch Mond hinein, während unsere Kammer sonnig und fröhlich war. Ganz ruhig wird es bei uns dreien nicht zugegangen sein. Waren wir immer artig? Ich meine, ich war ein artiges, kleines Mädchen, allerdings eine kleine Heulsuse.

Das Schönste am Zimmer war, jetzt in meiner Erinnerung, eine winzige Kleinigkeit: eine einzige Scheibe, die Luftklappe, die man im Fenster öffnen konnte. Man konnte sie von außen nach innen offen drücken, konnte dann den Hebel und dann das ganze Fenster öffnen. Man konnte auch von außen hineinsteigen ohne große Anstrengung. Nun, das taten wir, wenn die Seitentür geschlossen war, oder wenn wir spät nach Hause kamen. Auch die nächste Generation, die da aufwuchs, drei Jungs, haben das weidlich ausgenutzt.

Dann gab es noch einen Raum, man kann ihn wirklich nicht Kammer nennen (schon gar nicht Schlafzimmer). Die Treppe ging auf den Boden, davor ging die Treppe in den Keller, darüber lag die Kellerklappe. Es entstand ein alkoventähnlicher Raum, wo ein Bett stand, ein Bett? = ein vorderes Brett, dahinter Bretter, worauf ein Strohsack lag. Ein dreibeiniger, eiserner Ständer mit einer Emaille-Waschkumme und ein kleiner Spiegel vervollständigten diese Kammereinrichtung. Diese Treppenkammer wurde nur selten als Schlafkammer benutzt, mehr als Abstellkammer. Mal schlief da ein „junger Mann“ (Winter), später 1914/18 unser Kriegsgefangener Fedor Garasew, ein Russe aus der Moskauer Gegend, ca. 20 Jahre.

Gehen wir jetzt in den Keller. Ich kenne ihn nur als kalt und mit nassen Wänden, später stand auch Wasser auf der Erde, mal niedriger, mal hoch. Auf großen Steinen lagen Bretter, darauf die Winterkartoffeln, Wurzeln, Porree, Sellerie usw. Es standen da auch das Salzbohnenfaß und das Faß Sauerkraut und im Winter der Kübel mit dem eingesalzenen Fleisch. In einem andern Kellerraum waren die Borten mit Eingemachtem, und die Äpfel lagen dort. Mitten im Keller war ein tiefer Brunnen mit Brettern abgesichert. Dieser Brunnen war früher hinter dem Haus. Als dann das Haus vergrößert wurde, lange vor meiner Zeit, wurde dieser Brunnen, der Soot, überbaut. Zu meiner Zeit lag der Brunnen, der uns mit Wasser versorgte, mit klarem, reinem, wohlschmeckendem Wasser, neben dem Haus, neben dem Pumpenplatz, neben dem Göpelplatz, ca. 17 m tief.

Und jetzt gehen wir auf den Boden, den Hausboden. Der war nicht ausgebaut. In der einen Ecke lag viel Gerümpel, in der andern Ecke lagen die Heuforken, die Holzharken, die da überwinterten, die Kuhketten, Kälberstappen und vieles mehr. An der andern Seite lag das gedroschene Korn, hier der Hafer, hier der Roggen, der in Säcken 'raufgebracht worden war. Mäuse huschten hin und her, und es mußten Mausefallen aufgestellt werden. Mäuse gab es auch manchmal in den Strohbetten. Auch in den Ställen gab es viele Mäuse und auf den Böden und im Schweinestall besonders Ratten. Es wurde sofort viel dage-

gen getan mit Fallen und Rattengift (Meerzwiebeln), mit Katzen und einem flinken Hund, einem Terrier. Einmal in unserer frühesten Jugendzeit, ich mag es kaum schreiben, haben wir in 4 Nächten in unserer Kinderkammer 28 Ratten gefangen. Nachher haben wir hinter den Fußleisten alles mit Scherben ausgestopft.

Unsere beiden Mädchen, die Dienstmädchen, die große Magd und die kleine Magd, schliefen in einem breiten Brett. Die Kammer lag an der Viehdiele, neben den Kühen. Die Knechte schliefen hinten im Viehstall. Mädchen und Knechte hatten blaukarierte Betten. Mein Bruder Karl hat mir heute dazu erzählt, daß der Arbeiter Hinnerk Schiereck nachts auf der kleinen Hille im Stroh schlief. Mit einer Leiter stieg er hinauf. Sicher zog er sich nicht aus - oder? Das Wort Hille ist Euch sicher ein fremdes Wort. Es ist der Boden über dem Vieh. An der Diele war eine lange Hille über den Kühen, im Pferdestall war eine Hille über dem Jungvieh (da wurde das Roggenstroh 'raufgesteckt). Eine kleinere Hille war zwischen dem Hühnerstall und der Jungskammer über einer kleinen Reihe Jungvieh. Da lag das Haferstroh.

Wie fing der Tag an? Im Winter natürlich ganz anders als im Sommer, an Regentagen natürlich anders als an guten Tagen. Wenn Vater morgens die Knechte und die Mägde geweckt hatte, fing gleich darauf ein reges Leben an. Mein Vater und der „junge Mann“ (später mein Bruder Karl) putzten die Pferde. Jeden Morgen wurden sie gebürstet und gestriegelt. Wir hatten 4 Arbeitspferde, 1 oder 2 Enter, 1 oder 2 Füllen, denn wir züchteten unsere Pferde ja heran, braune Pferde mit schwarzen, kurzgeschnittenen (coupierten) Schwänzen. Es wechselte natürlich sehr.

Pferde, Kühe, Jungvieh, alles mußte abgemistet werden. Das taten die Knechte. Die Mädchen fingen mit dem Melken an. Sie banden das Kopftuch um, zogen sich die Melkjacken an, banden sich weite Schürzen um und holten die Kannen, die Eimer, das Sieb und das Melktuch vom Rad draußen neben der Pumpentür. Bei jedem Bauernhaus gab es so ein altes Wagenrad, wo die Melksachen, auch das Butterfaß auslüfteten.

Eine Kuh nach der andern erhob sich, reckte sich, machte ihr Geschäft: es klackste in der Grope, und die Mädchen setzten sich auf ihren dreibeinigen Melkschemel. Nach vielleicht einer Stunde war das Melken fertig (10 Kühe), die Kannen wurden an die Straße gebracht, auch die Kannen mit der Abendmilch, die über Nacht gekühlt worden war. Zwei Joche hingen dafür bei der Pumpe. (Später hatten wir dafür einen kleinen Gummiwagen. Das war viel bequemer. Aber das war viel später.) Kennt Ihr ein Joch? Ein Schulterbrett mit zwei Ketten. Nach dem Melken machten die Mädchen sich frisch, wuschen und kämmten sich. Die eine machte die Kammern fertig, die eigene und die Knechtekammer. Die andere holte Torf in die Küche, der lag hinten in der Scheune, auch Holz wurde 'reingeholt. Vielleicht war es noch feucht, und es kam unten in den Herd. Briketts und Kohlen gebrauchten wir auch, aber nur in

kleinen Mengen. Viel Torf wurde geheizt, den wir fuderweise kauften, wohl aus Petersfehn. Man mußte beim Kaufen gut aufpassen, daß er recht hart und dunkel war. Wir hatten auch ein eigenes Stück Moor zum Abgraben (weißer Torf).

Wasser mußte hereingeholt werden. Zwei große Eimer standen in der Küche mit einer großen Wasserkelle darin. Die Pumpe holte es tief aus der Erde, und es war herrlich klar und rein. Der Brunnen war ca. 17 m tief.

Die Kälber 10-15 Stück mußten vorm Frühstück gefüttert werden und auch die Schweine. Wenn die Schweine die Eimer klappern hörten, fingen sie furchtbar an zu quieken, zu schreien, und mit den Vorderfüßen standen sie auf der Mauerkante, und plötzlich war alles ruhig, und ein furchtbares Schmatzen fing an.

Nun war Frühstückszeit, 8 Uhr. Vorher hatte es schon irgendwann eine Tasse Kaffee (Roggenkaffee) gegeben, dazu eine Scheibe Brot. Nun stand eine große Pfanne Bratkartoffeln auf dem Tisch, und die vier Leute aßen aus der Pfanne. Die Pfanne hatte wohl  $\frac{1}{2}$  m Durchmesser. Es kamen nur Gabeln auf den Tisch und vier Spülkummen oder Emaillebecher für den Kaffee. Jetzt, wo ich dies schreibe, bekomme ich richtigen Appetit auf Speckbratkartoffeln! Wann habe ich die einmal gegessen? Ich kann sie sicher nicht mehr vertragen. Oder es gab Pfannebrei (verlängertes Rührei): Eier, Mehl, Milch auf ausgebratenem Speck. Manchmal gab es auch Milchsuppen.

Ich hab vergessen zu schreiben, daß natürlich vorm Frühstück die Pferde, die Kühe, das Jungvieh gefüttert wurden. Hafer, Heu und Stroh und Mehl. Und satt und wiederkäuend lagen die Kühe dann in ihrem Stall. Und dann, nach dem Frühstück, kamen die vielerlei verschiedenen Arbeiten: das Waschen, das Dreschen, das Reinemachen, das Backen, die Draußenarbeiten, der Garten. Jetzt war der Milchwagen von der Molkerei zurück mit den Kannen, jetzt mit Magermilch gefüllt für die Kälber. Sie wurden mit dem Joch von der Straße geholt und gewaschen. Dazu holte man einen Kessel kochendes Wasser vom Küchenherd. Und wieder wurden zwei Eimer Wasser in die Küche gebracht. Eine Wasserleitung wurde erst viel, viel später gelegt.

Vom Dreschen will ich erzählen: Anfangs der Woche wurde gedroschen. Mal wurde Hafer, mal Roggen gedroschen. Gerste und Weizen wurde bei uns nicht angebaut. Schon vorm Frühstück stieg Vater mit einer Stallaterne auf den Boden, auf den „Balken“ sagten wir, und warf ca. 300 bis 350 Garben herunter. Unten legte sie jemand zurecht. Nach dem Frühstück ging es dann los. Die Pferde, 2 oder 3, wurden vor die Göpelbalken gespannt. Jemand ging hinterher, um sie mit der Peitsche etwas anzutreiben. Drinnen an der Dreschmaschine stand Vater, ein Taschentuch und ein dickeres Tuch um den Hals, eine alte Mütze auf dem Kopf. Jemand legte ihm die Garben auf den Garbentisch. Der Knecht stand mit der Forke vor der Maschine, um das Stroh auf den Stallboden 'raufzureichen, entweder lose oder gebunden. Jemand kümmerte sich

um das Korn unter der Maschine. Die Diele war schwarz von Staub. Die Türen zum Windfang und zur Küche wurden möglichst fest zugehalten, auch die große Haustür. Es war ein furchtbarer Lärm. Die Maschine ratterte und ratterte! Die Menschen arbeiteten mit zugekniffenem Mund. Die Kühe ließen alles über sich ergehen und waren grau von Staub. Wenn das Dreschen nun fertig war, mußten sich alle etwas erholen. Der schmutzige Staub legte sich. Die Pferde wurden abgespannt. Die Türen konnten geöffnet werden. „Hest wat to drinken, Mutter?“ Ja, in der Küche hatte Mutter Kaffee (Roggenkaffee). Ja, das tat gut! Nachher wurde die Staubmühle aus der Scheune herangeholt, und das ganze Korn wurde über die Mühle gedreht. Mit der Spreu streuten wir Kälber und Jungvieh. Das Korn wurde in Säcke geschüpft, die Säcke kamen zur Mühle, zu Müller Wenke (jetzt Alfred Janssen). Saatgetreide wurde auf den Boden getragen. Einige Sack Hafer kamen in die Haferkiste für die Pferde. Mit dem Flegel haben wir selten gedroschen. Nur die Erbsen oder die Rapssaat oder der Kohlsamen. Vielleicht noch kleine Reste Hafer, auch mal etwas Gerste. Es lohnte sich nicht, dafür die Dreschmaschine zu benutzen.

Nun etwas von unserer großen Wäsche. Ich denke an die Zeit kurz vor dem Krieg oder während des Krieges. Vorher, während meiner Schulzeit, habe ich mich nicht darum gekümmert. In der Waschküche standen ein langer, vielleicht 2 m langer Waschtrog und einige Zinkbaljen. Die Wäsche wurde geteilt in Feinwäsche, Leibwäsche, Bettwäsche, Handtücher, dunkle Wäsche usw., eingeweicht in Soda, am nächsten oder übernächsten Tag vorgewaschen, ausgewrungen und gekocht, am 3. Tag wurde gewaschen und alles noch mal gekocht. Schwan-Seifenpulver von Thompson und braune Schmierseife wurden gebraucht. Wir holten mit dem Milchwagen oder mit dem Joch kochend heißes Wasser von der Brauerei Haslinde. Ich erinnere mich, daß der Trog immer voller Schaum war. Wir standen vielleicht mit dreien am Trog, eine vierte beschäftigte sich mit der Dunkelwäsche; Strümpfe mußten eingeweicht werden. Sie waren hart von Schmutz. Wir wuschen ja auch für die Mädchen und Knechte (10 Personen). Oft war die Waschküche voller Qualm. Wir bürsteten mit einer harten Bürste die schmutzigsten Stellen. Es war alles eine schwere, körperliche Arbeit. Man mußte sich zwischendurch mal ausruhen. Es mußte mal Feuerung geholt werden, und der Waschtrog mußte zum Kochen gebracht werden. Wenn Mutter dann Kaffee und gestrichenes Butterbrot brachte, war die Freude groß! Es gab oft nasse Füße. Die Mädchen trugen Holzschuhe. Wir standen oft auf Brettern, damit wir trockene Füße behielten. Es mußte gespült werden - und nochmals gespült werden. Es gab in der Waschküche kein fließendes Wasser! Alles Wasser mußte in Eimern oder Kannen von der Pumpe hergeholt werden! Bedenkt es! Wir hatten am Trog eine Handwringmaschine, die schwer zu drehen war. Wir brachten mit zweien die Wäsche im Waschkorb in den Garten. Inzwischen hatte schon jemand, vielleicht Mutter, die Wäscheleine gespannt, und jemand hingte die erste Wäsche auf. Wenn nur gutes Wetter bleibt! Abends war die Wäsche oft nicht trocken geworden, und sie wurde in den Windfang gebracht und am nächsten Morgen wieder aufgehängt. Das war besonders im Winter sehr schwierig.

Könnt Ihr Euch denken, daß es keine elektrischen Waschmaschinen gab, keine elektrische Schleuder, alles mußte mit der Hand gemacht werden. Wenn alles vorüber war, waren wir glücklich! In vier Wochen war wieder große Wäsche. Denkt an dieses Waschen, wenn Ihr Eure Wäsche in die elektrische Waschmaschine steckt, sie einstellt und andreht. Und wenn Ihr nach einer Stunde vielleicht wiederkommt, ist alles fertig. Sauber gewaschen und gespült könnt Ihr sie aus der Maschine nehmen und aufhängen.

Und auch eine Heißmangel gab es nicht. Die Handtücher und die Unterwäsche, auch die Bettwäsche drehten wir durch die Wäscherolle. Die andere Wäsche wurde eingesprenzt und am nächsten Tag geplättet; nicht mit dem elektrischen Plätteisen, nein, mit einem Kohleneisen. Ein wenig durchgeglühtes Brikett taten wir ins Eisen, darauf Holzkohlen, auch im Herd glühend gemacht. Wir schwenkten es hin und her oder stellten es in die Draußentür und ließen den Wind hindurchwehen. Es wurde eine wunderschöne Hitze. Man freute sich über ein schweres Eisen. Man konnte es nicht einfach ausschalten wie heutzutage. Man mußte sehr aufpassen. Ich würde gern noch mal mit solch einem Kohleneisen plätten. Nicht immer ist Elektrizität das Ersehenswerteste.

Das Schlachten ist Euch sicher interessant. Ja, das war im Winter eine ganz große Angelegenheit. Vielleicht drei oder vier Mal im Winter schlachteten wir ein Schwein. Da mußte erst mal der Hausschlachter bestellt werden. Das war damals Schlachter Wichmann aus Bornhorst. Er hatte ein winzig kleines Haus und viele Kinder. Er war sehr witzig und erzählte alle kleinen Erlebnisse seiner langen Arbeitszeit. Wir hörten ihm gar zu gerne zu, und es wurde viel gelacht. Mutter kannte ihn schon aus ihrer Jugendzeit, weil sie auch aus Bornhorst stammte. Er war für sie ein Stück aus der alten Heimat.

Also er kam, ziemlich alt und unrasiert, etwas knickebeinig in blau-weiß gestreiftem Schlachterkittel. Schlachtrog und Stroh war bereit. Ein ganzer Waschkessel voll kochendem Wasser mußte da sein, und es wurde schon lange vorher geheizt. Das Schwein wurde quiekend aus dem Stall gezogen, mit vereinten Kräften. Ein kräftiger Schlag vor die Stirn, das Messer wurde ihm in die Kehle gestochen, und das Blut floß in einen bereitgestellten Eimer. Es wurde tüchtig mit einem Schneebesen geschlagen, damit es nicht gerinnt. Mit einem Schabeeisen wurde das Schwein mit kochendem Wasser, das Vater im Kessel herbeitrug, von den Haaren befreit, aufgeschlitzt und ausgeweidet, und zum Schluß kam es an eine Leiter, wo es bis zum nächsten Tag auskühlte. Es kam der Fleischbeschauer, um es wegen Trichinen zu untersuchen. Das ist eine gesetzliche Verordnung. Dann kam am nächsten Tag der Schlachter noch einmal und zerlegte das Schwein und salzte die Schinken und die Speckseiten ein. Dann begann das Wurstmachen. Ich würde es noch heute ohne viel Kopfzerbrechen fertig bringen. Ich könnte sagen, welches Fleisch zu welcher Wurst gebraucht wird. Ich könnte Leberwurst, Hackgrütze und Blutwurst machen. Ich seh noch die vielen, dicken Mettwürste vor mir. Die waren aus dem feinsten Fleisch. Mutter machte sie immer, denn sie mußten sehr fest in die Därme ein-

gedrückt werden. Sie saß vor der Wurstmaschine, wir drehten sie und steckten das zu Bällchen gedrehte Fleisch hinein. Ich höre Mutters langgezogenes „Haaaalt“ noch, wenn eine Wurst fertig war. Das Kopffleisch wurde zur Sülze gebraucht. Die Blutwurst wurde im Waschkessel hinten im Schweinestall 2 Stunden gekocht. Pfoten, Schwanz und Ohren wurden mit eingesalzen. Und dann mußte abends die Küche mit heißem Wasser geschrubbt werden. Das war ein langer, schwerer Tag!

Vom Schwarzbrotbacken kann ich nicht viel erzählen. Ich war damals noch sehr jung. Wir hatten einen großen Backtrog (ca. 2 m). Er stand in der Waschküche auf einem niedrigen, sehr langen Tisch (derselbe, der auch zum Schlachten in die Küche geholt wurde). Mutter sah ich mit aufgekrepelten Ärmeln. Die Mädchen konnten alle nicht backen. Es kam damals schon etwas aus der Mode. Jede mußte angelernt werden. Ein Eßsteller mit dem Sauerteig (vom vorigen Backen) stand 4 Wochen lang im Wandschrank in der Küche oder in der Waschküche, wo ja auch gebacken wurde. Die Brote waren ca. 10 Pfund schwer. Vater besorgte den Backofen. Viel, viel Holz wurde verheizt, bis er glühend rot war. Die Wände mußten weiß glühend sein. Dann wurde alles Feuer heraus gesucht und mit einem nassen Feudel ausgewischt. Die Brote wurden 'reingeschoben, eng aneinander, die Tür mit Lehm verschmiert. Zwei Stunden blieben sie drin. In der Waschküche kühlten sie ab. Später lagen sie auf einem Hängebrett auf der Diele, sicher vor Mäusen und Katzen. Von diesem Brot kriegten auch die Pferde was, wenn wir sie von der Weide holten, als Lockmittel. Später bekamen wir fertiges Brot vom Bäcker. Ich glaub, sie waren ca. 15 Pfund schwer. Das feinere Brot wurde uns gebracht. Da waren zwei Schwägerinnen, Tant' Lisbeth Reckhaus und Dora Reckhaus. Die eine war bei Bäcker Tantzen, die andere bei Bäcker Reckemeyer. Sie kamen je wöchentlich mit enorm großen Kiepen mit schwarzen Wachstuchdecken. Die wurden am Joch getragen. Sie hatten viel Auswahl: Weißbrot, Graubrot, Korinthenstuten, runde Zwiebäcke (Ober- und Unterteil, die es jetzt gar nicht mehr gibt), Semmel und „Hedwigs“. Ich höre sie noch, laut rufend standen sie im Windfang: „Studentante is da!“, und Mutter suchte aus. Sie trugen schwarze gefütterte Kapuzen gegen Wind und Wetter. Ich habe mir damals keine Gedanken darüber gemacht, aber ich meine, es muß doch eine schwere Last gewesen sein. Der Weg war weit.

Vom Buttern muß ich erzählen: Da standen im Wandschrank in der Küche sehr viel „Setten“ mit Milch, die abgerahmt wurden. Die Milch wurde verfüttert, oder wir gebrauchten sie für die Milchsuppen. So hatten wir nach einigen Tagen soviel Rahm, daß gebuttert werden konnte. De Botterkarne = das Butterfaß, das auf dem Rad neben der Küche lüftete, wurde hereingeholt, der Rahm kam hinein und wurde richtig temperiert, was immer sehr schwierig war. Mußte noch ein halber Becher kochendes Wasser hinzu? Nun ging es mit der durchlöcherten Scheibe auf und ab, auf und ab. Nach  $\frac{1}{2}$  Stunde etwa, manchmal eher, bildeten sich ganz kleine Butterkörnchen und schließlich waren es murmeltgroße Stücke. Zum Schluß wurde das Faß hin- und hergeschüttelt. Viel-

leicht etwas kaltes Wasser hinzu? Und siehe da: es war fertig. Mit breiten Holzlöffeln wurde die Butter in eine Schüssel gehoben „und in den Händen hält sie die wohlgerat'ne Butterwälze“, sagt Wilhelm Busch. Die Butter wurde gewässert und mit gerillten Holzbrettern tüchtig geknetet, immer wieder, bis schließlich kein Tropfen Wasser mehr herauskommt, gesalzen und noch mal tüchtig durchgeknetet. Zu Mittag gab es „Karmelkschellgassen“. Natürlich versteht Ihr diesen plattdeutschen Ausdruck nicht. Karmelk ist gekarnte (gebutterte) Milch. Schellgassen ist geschälte Gerste, also Graupen. Das Ganze heißt „Buttermilchgraupen“. Danach gab es Pfannkuchen. Hatte die eiserne Pfanne wohl einen Durchmesser von 50 cm?

Ich hab schon erwähnt, daß wir keinen Bohnenkaffee tranken. Das tat man damals nicht, wohl sonntags oder wenn Besuch da war. Wir tranken Malzkaffee (gekauften) oder Roggenkaffee, den wir selber brannten. Der Kaffeebrenner war ein eiserner Topf, auch oben geschlossen. Die Hälfte des Deckels war aufklappbar. An dem Griff waren unten im Topf zwei Schaufeln, sodaß beim Drehen der Roggen immer in Bewegung war. Man mußte sehr aufpassen, daß der Roggen ja nicht zu dunkel wurde, was leicht vorkam. Schnell damit nach draußen zum Abkühlen, oder: auf eine Zeitung gekippt und ausgebreitet . . . damit der Roggen abkühlt.

Es klingt wohl merkwürdig, wenn ich mal von den Gerüchen in einem Bauernhaus sprechen will. Wohl wegen des dicken Reithdaches, wegen des Viehs, wegen der Torfheizung roch es anders als in den städtischen Wohnungen. „Muffig“ würde abwertend klingen. Das soll es auf keinen Fall heißen. Vielleicht war alles ein wenig feuchter wegen der efeuumwachsenen Mauern, wegen des Wassers, das oft im Keller stand. Im Sommer war es sehr kühl, im Winter wärmer als in städtischen Wohnungen. Ich finde, man fühlte sich sehr geborgen. Es roch so schön nach Torf. Es roch nach den Kühen, nach Heu und Stroh, womit sie gerade gefüttert wurden. Es roch so herrlich nach Pferden. Wenn mir jetzt Pferde begegnen, hab ich sofort diesen Geruch in der Nase. Ich denke an die vielen Gespanne der Brauerei Haslinde: diese dicken, gepflegten, wohlriechenden Pferde! Wie gut roch es, wenn die Soldaten durchs Dorf zogen, die Offiziere zu Pferde. Ich denke an die Reiterbälle, die Rennbälle: ich spürte, wie die jungen Reiter so schön nach ihren Pferden rochen. Ihr werdet diesen Geruch nicht mehr kennen. Wer weiß, wie die Zeiten werden! Sicher riecht Ihr die Autoabgase oder die stinkenden Abwässer. Aber das ist nicht angenehm.

Es roch nach Hühnern und Schweinen. Das war nun wirklich kein schöner Geruch. Das war Gestank. Es roch nach dem gemähten Gras für die Schweine, Gierschgeruch ist so durchdringend. Es roch nach dem Heu, das in die Scheune eingeladen wurde, es roch nach dem Korn, das auf den Balken aufgesteckt wurde. „Balken“ ist der Boden über der Diele unter dem Dach.

An der Gartentür roch es schön nach Efeu. Und dann roch es nach „Erde“. Man sollte nur einen Beruf haben, der mit Erde zusammenhängt: Landwirt,

Gärtner. Allein wegen dieser Gerüche lohnt es sich, auf dem Land zu leben. Ich hab' es oft sehnsüchtig gedacht, wenn ich in der Stadt in einem kleinen Haushalt arbeitete. „Grabe selber und eine Herde goldner Kälber, sie reißet sich vom Boden los“, sagt das nicht Goethe im Faust? Ja, graben sollte man, um die schöne Erde zu riechen! Und dann roch es im Frühling bei uns nach Schneeglöckchen. Sie haben so einen erdigen Geruch. Als ich einmal in Hamburg im frühen Frühling im Fenster eines Blumengeschäfts am Jungfernstieg Schneeglöckchen sah, spürte ich sofort diesen Erdgeruch! Wie gefühlvoll sie schreibt, denkt Ihr wohl. Im Auto oder Bus sieht man die schöne Landschaft, aber man riecht sie nicht. Man muß mit dem Rad fahren, wie ich es mein Leben lang getan habe (und mein Bruder Karl auch).

Ja, Räder waren sehr wichtig. Ohne Räder hätten wir nicht leben können. Mit 10 Jahren habe ich mein Rad bekommen. Damals kauften Vater und Mutter ein Rad für uns zwei Schwestern zu Weihnachten. Aber unterm Weihnachtsbaum standen plötzlich zwei Räder. Unser Opa Diedrich hatte noch eins hinzugegestellt. Wir würden uns sonst erzürnen, meinte er. Wir sind jahrelang mit dem Rad zur Schule gefahren nach Oldenburg. Unsere Mädchen und Knechte hatten natürlich alle ihre Räder. Nur Vater und Mutter nicht. In ihrer Jugendzeit war es noch nicht Sitte. Mutter konnte nicht radfahren, Vater hatte es gelernt, hatte sich sofort bei der ersten Fahrt nach Elsfleth so überanstrengt, daß er nie wieder auf ein Rad stieg. War es Wut? War es Eigensinn? Er hat für diesen Eigensinn schwer büßen müssen! Wie unabhängig ist man mit einem Rad! Es ist mein bester Freund, und wir sind uns mein Leben lang treu geblieben.

Der Blumengarten. Ach, war der schön! Damals, als ich noch jung war, war er wirklich wunderschön! So ein großer Garten erfordert natürlich viel Arbeit. Wir hatten Mädchen und ein „junges Mädchen“. Vater und Mutter waren beide jung und unternehmend und gesund. Und Geld war wohl auch da, meine ich.

Von der Gartentür bis zur Straße waren es wohl 100 m, schätze ich. Es schlängelte sich ein breiter Weg zur Straße. Im Lauf der Jahre änderte sich manches, mal war auf dem Rasen ein Rasenbeet, mal war es ein buntes Beet, mal war es ein Azaleenbeet, mal eine Rabatte, mal ein Stiefmütterchenbeet. Der Rasen war leider nicht immer gemäht: Die Schweine wurden mit dem Gras gefüttert. Rechts standen sehr viel Apfelbäume: Zwiebelapfel, rund, fest und haltbar, sauer. Prinzäpfel: länglich und rotgestreift. Süßäpfel, drei Birnbäume und vieles mehr. Am Hauptweg an der linken Seite stand ein sehr hoher, sehr alter Birnbaum (beurré gris), Bergri wurde sie von uns ausgesprochen. Der Baum war bis in die Zweige hinein ganz umwunden von Efeu, der jedes Jahr blühte. Wegen seiner Höhe konnten die Birnen nicht gepflückt werden. Sie fielen reif herunter, waren beim Fallen zerquetscht und mußten sofort gegessen werden. Sie schmeckten herrlich! Der Saft lief an den Mundwinkeln herunter! Wunderbar! Von diesem Baum eine kleine Geschichte: Vater, der sehr real veranlagt war, sagte eines Tages: „Der Baum muß mal abgeschlagen werden. Eines Tages fällt



er um und fällt aufs Dach, und das ganze Dach ist ruiniert.“ Natürlich redeten wir dagegen und waren innerlich empört. Es war in der Sylvesternacht oder in der Neujahrsnacht, etwa 1926, als es plötzlich tüchtig krachte. Frieda und ich ans Fenster, sehen durch die Luftscheibe: „Der Baum fällt um“, dachten und sagten wir. Aber der alte Baum stand. Als wir uns noch darüber wunderten, fiel er wirklich um, aber nicht aufs Dach, sondern nach der andern Seite, ein Riese! Dies war der Tod des alten Riesen!

So 10 m weiter, auch am Hauptweg, stand ein hoher, alter Rotdorn, dunkelrot blühend. Ein schöner Schmuck vor den dunklen Eichen. Eine sehr hohe, alte Esche stand in der Nähe, links standen als Abgrenzung zum Göpelplatz viele Holundersträucher, die mit ihren weißen Blüten ein rechter, altdeutscher Schmuck waren. Und die dunklen, fast schwarzen Beeren wurden eingekocht als Saft. Im Winter gab's heißen Fliedersaft, gut gegen Erkältung! Da stand in meiner Jugend auch ein hohe, alte Eßkastanie, auch ein Haselstrauch.

Ging man von der Gartentür rechts um den Rasen herum, so stand dort ein schöner Kirschbaum. Er trug saftige, rote Kirschen. Dann stand rechts eine alte, hohe Esche, dann anschließend gab es einen herrlichen Weg an der Grenzhecke entlang. Ein lauschiger, versteckter Weg voller Flieder, hell- und dunkel-lila, Goldregen dazwischen, Jasmin, eine wilde Kirsche, die wir Rosinenbaum nannten. Mit den Jahren waren die Sträucher veraltet, und so war alles nicht mehr so gepflegt. Auch die Buchenhecken, die Grenze, war schon alt und knorrig. Wir Kinder hatten uns Sitze darin zurecht gemacht. Und unter dem Jasminstrauch hatten wir mal eine „Villa Sackstolz“ gebaut aus alten Knüppeln und alten Säcken. Am Ende dieses Weges standen drei Lindenbäume mit vielen Namen und Herzen und Daten eingeritzt. Sie stehen noch heute auf der Ecke des verkauften Grundstücks.

Hinterm Haus war es nicht sehr gepflegt. Es war dort wegen der vielen Bäume auf „Bohlens Weide“ sehr schattig. Später, als einige Eichen gefällt wurden, war es da gepflegter.

Zwischen der Straße und dem gepflegteren Gartenteil standen viele, viele alte Eichen, ein kleiner Wald. Sie waren höher als die 100jährigen Straßebäume (die übrigens mein Vater, damals 5 Jahre, mit seinem Vater Diedrich 1870 gepflanzt hat). Ich habe einmal alle Eichen gezählt, die auf unserm Grundstück standen. Es waren 80 Stück: im Garten, hinter der Scheune und am Hofrand. Ein Ilexbusch, oft mit roten Beeren, stand dazwischen und am Gartentor eine Kastanie, die sich selbst gesät hat. Die Hecke an der Straße war Weißdorn, auch einige Rotdorn dazwischen. Sie wurde im Frühjahr geschoren.

An manchen Bäumen rankte Efeu hinauf. Einige Bäume hatten eine geborstene Rinde: An ihnen war ein Blitz hinunter gefahren. Auch eine alte Esche stand da, höher als die alten Eichen, umrankt von Efeu. Unter diesen vielen Eichen blühten im Frühling Tausende von Schneeglöckchen. Es war ein weißer

Teppich. Und viele Osterblumen wuchsen da sehr verstreut. Alle meine Oldenburger Bekannten erinnern sich dieser Blumen. Auch eine kleine Fläche mit lila und gelben Krokus gab es. Am ganzen Hauptweg standen Märzenglöckchen, vom Haus bis zur Straße. Die Büsche hatten sich unregelmäßig vergrößert. Zwischen dem vorderen Garten und den Eichen lief ein kleiner Abwässerungsgraben. Darüber, am Hauptweg, hatte unser sehr geschickter Opa Diedrich eine Brücke gebaut aus abgeschälten Eichenästen. Und in der Steingrotte stand auch eine Bank, deren Lehnen aus abgeschälten Eichenästen gemacht waren. Vorne unter den Eichen standen später viele Rhododendronbüsche. Beinahe hätte ich die Eierpflaumen vergessen. Die herrlichen goldgelben Eierpflaumen! Wie oft haben wir sie heruntergeschüttelt, Anfang August, wenn gerade der Roggen reif war und eingefahren wurde. Zwei Bäume standen am Göpelplatz. Drei Bäume standen vorne in der Schweineweide.

Im Frühling bekamen die Wege neuen Kies, gelben Kies, zu Pfingsten oder zum Ohmsteder Rennen. An den Tagen hatten wir viel Besuch. Alles grünte und blühte, dazu die gelben, geharkten Wege! Die Wege wurden jeden Sonnabend geharkt. Es war eine Pracht. Eine Bekannte erzählte mir, als sie als Kind mit ihrer Mutter hier vorbeigegangen wäre, habe sie gefragt: „Mutter, wohnt hier der Großherzog?“ Ja, ein kleines Königreich war es.

Neben der Gartentür standen die Gartenmöbel. Wie gern saßen wir da an den Sommerabenden. Weit hinten in der Tonkuhle der Ziegelei quakten die Frösche. Manchmal flogen Fledermäuse durch die Luft. Es war ein wirkliches Ausruhen. Und eine wundervolle Stille! Und dann der Sonntagmorgen. Dieser schöne Sonntagmorgen! Oft kam noch dieser und jener aus dem Dorf. Wohin ist das alles, wohin! Hier saßen wir auch zum Erbsenauspahlen und zum Bohnenabfasern (zum Einmachen) oder ähnlichen Arbeiten. Hier spielten wir Kinder. Hier versuchte mein Bruder Karl Steine übers Dach zu werfen. Es war schwierig, aber es gelang. Hier spielten wohl die Kinder aller Generationen der Familie Hanken. Wie traurig, daß alles einer neuen Zeit weichen mußte. Ich schreibe es so ausführlich, damit niemals vergessen wird, wo die Familie Hanken herangewachsen ist. Unser Herz hängt an diesem Garten!

An der anderen Straßenseite lag der Gemüsegarten, ca. 50 m breit, 100 m lang. In der Mitte ein breiter Pfad. Rechts und links mußte alles gesät und gepflanzt werden, was ein 10-12-Personen-Haushalt nötig hat: Frühkartoffeln, Erbsen, Wurzeln, Bohnen, große Bohnen, Petersilie, Porree, Sellerie, Zwiebeln, Gurken, Rote Beete usw., usw. Ein Stück mit blauem Dickstrunkkohl, ein bißchen Rapssamen zur Saat. Wir haben hier viele Stunden zugebracht und viele Schweißtropfen vergossen. Es mußte gehackt und gejätet werden, immer wieder! Die Wege mußten sauber gehalten werden. Wurzeln jäten war eine langwierige Arbeit. Später mußten Erbsen gepflückt werden, dann die Bohnen. Alles mußte eingemacht werden. Ein großes Faß Salzbohnen stand im Herbst im Keller. Gurken wurden als Azia-Gurken in große Gläser eingemacht. Die hartschaligen Bohnen wurden, wenn sie reif waren, von den gelben Blättern

befreit und mit etwas Stroh zusammengebunden. Sie hingen dann später auf der Diele über einer Holzstange zum Trocknen. Im Winter wurden sie gedroschen und später, wenn die Mädchen nichts zu tun hatten, wurden die Bohnen und auch die Erbsen ausgesucht. - Eine Kiepe Kartoffeln wird täglich ausgekriegt. Der blaue Kohl muß abgeblättert werden. Die Schweine gebrauchen täglich eine Karre voll. Gurken müssen eingemacht werden. Salat muß 'reingeholt werden. Abends gibt es Bratkartoffeln und Salat in saurer Sahne! Lecker! Die großen Bohnen müssen heute gepflückt werden. Vielleicht gibt es morgen einen Eintopf: große Bohnen, Erbsen, Kartoffeln. Oder gibt es große Bohnen mit ausgebratenem Speck und viel Petersilie? Gibt es Erbsen und Wurzeln, dazu ein Stück Schinken? Kohl jeglicher Art gibt es im Garten. Der Weißkohl für unser Sauerkraut wurde gekauft. Ein Landwirt Thümler aus Neuenfelde bei Elsfleth kommt jeden Herbst mit einem Ackerwagen mit Weißkohl und verkauft ihn an der Straße durch Moorriem bis Oldenburg. (Er tut es noch heute. Ich sah ihn kürzlich, nach 50 Jahren, an der Straße in Neuenbrok.) Hinten im Garten standen Beerensträucher. Viel, viel Arbeit bringt so ein Garten mit sich! Vater nannte diesen Garten im hohen Alter ganz vereinzelt den „Hoppengarden“, den Hopfengarten. Ich nehme an, daß früher jeder Bauer Hopfen pflanzte. Es wurde ja in vielen Häusern Bier gebraut. Sicher auch bei uns. In der Hecke wucherten noch Hopfenranken.

#### Der Ohmsteder Esch

Der Name ist Euch ja sehr geläufig. Es ist die Wohnsiedlung auf dem früheren Gelände des Hanken-Hofes. Aber ist das der eigentliche „Ohmsteder Esch“? Nein, hier im Oldenburgischen nennt man dies hochgelegene Ackerland des Dorfes „einen Esch“. Der Ohmsteder Esch lag zwischen dem Dorf, dem jetzigen Westeresch, Kirche-Kirchhof, dann fast bis zum Niendorfer Weg, Eutiner Straße, Mühlenhofsweg. Da hatten Hankens siebzehn lange „Stücke“, vorne 10 Stücke, hinten 7 Stücke, zusammen waren das ca. 10 ha, die 1956 an den Staat (für Kasernen) verkauft wurden. Diese Stücke waren ca. 300 m lang. Auch die andern Bauern hatten da ihre Äcker: Meiners, August Hanken, Hots, Bohlen u. a. Der Weg von der Donnerschweer Straße (an der Ecke lag unser Hof) bis zur Kirche heißt jetzt Westeresch. Wir nannten ihn früher nur „Esch“. Es ist eine gepflasterte Straße und ist so häßlich, wie nur eine Straße sein kann. Ich gehe ungern diese Straße. Rechts ist ein häßlicher Platz vor der Autoschlosserei Schröder, Autowracks liegen da herum, und alles ist da unordentlich. Links sind Garagen (die Nebert gehören), ein Kiosk, und weiterhin sind Kasernengebäude, dann die Heizungsanlagen der Kasernen, wirklich keine Schönheit! Ein Schornstein, aus dem viel schwarzer Rauch aufsteigt und alles verschmutzt! Alltägliche Häuser! Gerade jetzt werden dort schönere Häuser gebaut. Wenn Ihr wüßtet, wie schön der Esch war! Es war ein breiter Landweg bis zur Kirche. Im Frühling sah man einige Pferdegespanne, die den Pflug durchs schwarze Land zogen, oder die Sämaschine oder die Egge. Vor der Ernte stand dort goldener Roggen, grüner Hafer, daneben vielleicht Kartoffeln, wieder Roggen, blühende Kartoffeln, vielleicht ein Stück mit blauem Dickstrunkkohl. Im Roggenfeld viele blaue Kornblumen, auch weiße Mageriten, Wicken und Kamillen.



Man nennt das „Unkraut“. Aber es belebte das friedliche Sommerbild. Der Wind wehte darüber hin, Bienen summten, Schmetterlinge, die Lerchen stiegen auf. „Kein Klang der aufgeregten Zeit drang je in diese Einsamkeit.“ Dann hörte man die Sensen klingen. Die Zeit der Ernte war da.

Der Roggen wurde „angemäht“ bevor die Mähmaschine ihr Werk begann. Die erste Reihe, wohl auch eine zweite, wurde mit der Sense gemäht. Zwei Mädchen gingen mit, um die Garben zu binden. Eine Stunde dauerte es, so lang war der Acker (300 m), und dann ratterten die Mähmaschinen, zwei Pferde waren davor gespannt. Vater saß auf der Maschine, lenkte die Pferde. Jemand saß neben ihm, um die Garben abzulegen. Die Mädchen mußten die Garben binden. Ich habe es auch oft getan. Oft hatten wir noch Hilfe. Die Sonne brannte auf uns hernieder. Wir trugen sogenannte Flitterhüte aus leichtem, hellem Stoff (mit Zigarrenkistenbrettern als Einlage). Sie wehten sanft im Wind und kühlten. Es war schwere Arbeit. Es gehörten feste Schuhe dazu, denn auf den Roggenstoppeln war es schwer zu gehen. Die Arme waren rot und verkratzt. Wir nahmen Kaffee mit zum Land in braunen Steinkrügen, auch Schnaps für die Männer. Ca. 3 Tage dauerte das Mähen. Abends wurde alles aufgehockt. Das war noch schwerer, wenigstens für mich, weil ich so klein war, und die Garben waren lang und schwer. 18 Garben wurden zusammen gestellt: 5 Paare voreinander, an jeder Seite 2 Paare; ca. 10 Tage mußten sie stehen, um zu trocknen. Aber wie oft kam Regen, und das Korn wurde und wurde nicht trocken, und es wuchs aus und wurde immer schlechter. Das waren Sorgen für den Bauern. Es standen viele lange, schöne, gerade Reihen auf den Stoppeln. Eine Freude fürs Auge!

Der Hafer wurde etwas später reif, wieder wurde gemäht, gebunden und gehockt. Und wieder schwitzten wir unter der heißen Sonne. Manchmal zog ein Gewitter auf, und es mußte schnell, schnell gehockt werden. Oder es fängt an zu regnen. Immer hängt alles vom Wetter ab. Die Haferhocken wurden etwas kleiner gemacht, 12 Garben. Sie mußten länger trocknen als der Roggen.

Und dann wurden der Roggen und später der Hafer eingefahren. Wagen auf Wagen wurden vollgeladen: Der Knecht steckte die Garben auf, ein Mädchen legte sie auf dem Wagen zurecht. Der Bindebaum kam darüber. Er hing erst hinter dem Wagen, und manchmal fuhren wir Kinder von Hocken zu Hocken mit. Und nach Hause ging es. Die Fuder durften nicht zu breit sein, sonst saßen sie in der Haustür fest. Ich meine, es waren ca. 30-35 Fuder Roggen und ebensoviel Hafer. Oft standen mehrere Fuder eng hintereinander auf der Diele, wenn wir nicht genug Leute hatten zum Abladen oder wenn Regen oder ein Gewitter im Anzug waren. Es war ein Hochgefühl, wenn die Gespanne auf den Hof trabten. Auf dem Boden über der Diele, auf dem „Balken“, wurde das Korn fest eingelagert, Garbe neben Garbe. Vater machte das kniend, „flehen“ nannte man das. Ob es dafür ein hochdeutsches Wort gibt? Die Garben wurden mit der Forke weiter gereicht. Ich kann es nicht so beschreiben. Man muß es mitgemacht haben, Jahr für Jahr. Auch auf dem Balken war es drückend heiß und auch staubig, wenn die von der Sonne heißen Garben hinaufkamen.

Meine Mutter hatte am 2. August Geburtstag. Aber dieser Tag wurde nie gefeiert. Wir waren meistens beim Roggenmähen. Einmal hatte Mutter uns zu unserem Vesperbrot, das uns ja aufs Land gebracht wurde, ein Stück Butterkuchen dazugelegt.

Am 2. August 1914 war der Anfang des ersten Weltkrieges. Es war ein Sonntag. Wir waren mitten in der Ernte. Es war ein brennend heißer Tag. Die Gewitterwolken rollten, kugelten wie große Ballen über den Himmel. Solch einen Himmel habe ich weder vorher noch nachher gesehen. Jemand hat es auch in einem Buch erwähnt, Hugo Hartung? Niemand dachte an Mutters Geburtstag. Jeder sprach vom Krieg. Zwei Tage nachher, am 4. August fuhren wir Roggen ein. Vier bis fünf Fuder standen dicht hintereinander auf der Diele. Wir waren beim Abladen. Da erschienen Soldaten in feldgrauer Uniform (bis jetzt trug das Militär dunkelblaue Uniform). „Wir sind die Einquartierung, 2 Unteroffiziere und 12 Mann.“ Das war unsere erste Begegnung mit dem Krieg und sehr aufregend! Sie blieben 5 Tage und schliefen auf der Hille im Pferdestall auf dem Haferstroh. Sie gehörten zum Lüneburger (Celler?) Landwehr-Reg. 77, waren Oldenburger, nur der Unteroffizier Bartels war aus der Göhrde. Wir sind 4 Jahre lang schriftlich in Verbindung geblieben. Das war eine kleine Abschweifung. Aber diese Roggenernte 1914 werden wir, die sie mitgemacht haben, nicht vergessen.

Es war Ende September. Es kam die Kartoffelernte an die Reihe. Dazu gebrauchten wir natürlich Hilfe. Die Schulkinder taten es gern. Am Mittwoch- und Sonnabendnachmittag hatten die Schulkinder frei. Vater ging also zur Schule. In der Pause wurde verhandelt und die Namen aufgeschrieben. Sie bekamen 50 Pfg. für den Nachmittag ab 1 Uhr bis ca.  $\frac{1}{2}$  7 Uhr, Vesper und Abendbrot. Aber sie wollten gern vor den Michaelisferien kommen. Denn in den Ferien war der Oldenburger Kramermarkt, und da konnte man die 50 Pfg. gut gebrauchen. Sie kamen also um 1 Uhr und brachten ihre Kiepen mit. Vater hatte den Acker bereits abgeschritten und eingeteilt. Mein Bruder Karl sagt, es wären 320 Schritt gewesen (ein Männerschritt ist ca. 1 m). Es waren so ca. 15-20 Kinder; hinzu kamen einige Erwachsene. Jeder bekam also 15-20 Schritt. Dann ging das Pflügen los. Kniend und mit den Händen krappelnd wurde die Furche durchsucht. Manche waren noch nicht mit ihrem Pfand fertig, wenn der Pflug wieder kam. Jemand anders half dann schnell mit. Natürlich gab es viel freche Jungs dabei, und Vater mußte Ordnung schaffen. Er kippte auch die vollen Kiepen in die bereit liegenden Säcke; und die vollen Säcke mußten dann später auf den Ackerwagen gebracht werden. Nach ca. 1 Woche kamen noch etliche Kinder wieder. Es wurde nachgepflügt. Denn viele Kartoffeln waren nicht gefunden worden. Zu Vesper saßen alle am Ackerrand oder auf leeren Säcken oder am Wagen und vertilgten ihre 4 Scheiben Brot: Schwarzbrot mit Semmel, dazwischen Honigkuchen, und auf dem andern Brot war Wurst. Wir hatten zu Hause viel zu tun. So ca. 100 Scheiben mußten ja gestrichen werden, Kaffee gekocht und in Pullen gefüllt werden, und 20 Trinkgefäße mußten da sein: Becher, Spülkummen, ältere Tassen. Das wurde zu 4 Uhr

auf den Esch gebracht. Und man mußte pünktlich sein. Die Kirchuhr war ja nahe. Und Punkt 4 bekamen sie Hunger. Abends war im Windfang gedeckt für 15-20 Kinder. Es gab „dicke Graupen mit Pflaumen“, natürlich schön gesüßt.

Und über den Stoppeln steigen die Drachen auf. Schöne selbstgezimmerter Papierdrachen (keine aus Plastik wie jetzt) mit langen Schwänzen stehen oben im Wind. Auch mein Bruder Karl hatte einen.

Auch ein Stück mit Runkelrüben war auf dem Esch (ein Pfand Steckrüben stand dazwischen). Die mußten im Herbst aufgezogen werden. Das Grün wurde mit dem Spaten abgestochen. Sie mußten etwas trocknen, in kleinen Haufen. Dann wurden sie nach Haus gefahren. Hinter der Scheune dicht an der Straße, unter den Eichbäumen, die da heute noch stehen, wurden sie eingemietet, eingekuhlt nannten wir es. Da war auch eine Miete mit Dickstrunkkohl und eine Miete mit Kartoffeln. Sie wurden mit Stroh und Erde abgedeckt. Wie mußte im Herbst für den langen Winter vorgesorgt werden! Wir Kinder machten uns keine Sorgen, uns war alles selbstverständlich. Ein sorgloses, schönes Leben hatten wir auf dem Hof. Aber Vater und Mutter hatten doch viel Verantwortung, viel Arbeit, viel Denken und Vorsorgen.

Noch wenn die Hockenreihen auf dem Felde standen, wurde das freigewordene Land schon wieder gepflügt, gefalgt, das ist flach pflügen. Es wurden Stoppelrüben eingesät. Die wuchsen schnell und waren noch vorm Winter reif: weißblaue, runde, kleine Rüben. Täglich wurden sie reingeholt und an die Kühe verfüttert, die jetzt, Anfang November schon „auf dem Stall“ waren. (Habe ich mich hier plattdeutsch ausgedrückt? Im Hochdeutschen würde man sagen: im Stall.) Wenn der Winter spät kam, konnte man damit lange Zeit füttern. Auf der Diele, bei Lampenlicht, wurde das Grün von den dicken Rüben abgeschnitten. Sie wurden auch „eingekuhlt“. Ich finde, es sah so romantisch aus, wenn wir bei sparsamen Licht vor dem Rübenhaufen saßen. Die Kühe hatten Heu und Stroh bereits verzehrt und warteten aufs Melken.

Noch einige Kleinigkeiten gehören zur Geschichte unseres idyllischen Esch: Mein Bruder Karl, Euer Großvater, konnte so wunderschön flöten, und wenn er beim Pflügen war und auf und ab über den Esch schritt, flötete er oft. Das konnten wir sogar zu Hause hören.

Später, als er verheiratet war, hatten sie ein Pferd, das Käte, Eure Großmutter, mit in die Ehe gebracht hatte: Lotte. Es war Käthes Reitpferd gewesen. Diese Lotte (mit schönen blauen Augen) war sehr musikalisch. Man hörte von der Donnerschweer Kaserne herüber Militärmusik: Singen, Trommeln und Pfeifen. Lotte tänzelte vorm Pflug nach der Musik und spitzte die Ohren. Sie ist 1939 in den Krieg gezogen. 1914 waren zwei Pferde mit in den Krieg gezogen. Eines war lange Zeit in Frankreich. Ein Bekannter hatte es bei sich. „Es bekommt immer ein Stück extra“, schrieb er (Vosteen).

Und das Versteckspielen in den Hocken gehört zu den Kindheitserinnerungen. Dann gab es noch ein alte Sitte: ein Mädchen, das im ersten Jahr bei uns war, wurde von den Männern über den Hocken geworfen. Das war natürlich mit viel Lachen und Schreien und Weglaufen verbunden. Und einen schönen, bunten Kornblumenstrauß mit nach Hause bringen: Kornblumen, Wicken, Margeriten, ja, das macht Freude.

Vom Mühlenhofsweg geht jetzt seit 1957 eine Straße, die Eutiner Straße, zum Hochheider Weg. Das war früher unser Ackerland. Die Stücke waren bedeutend kürzer als die Eschstücke. Mann nannte das auch nicht mehr „Esch“, obwohl es an die Eschstücke angrenzte. Wir nannten es unser „Hots Land“. Es war sehr hochgelegenes Land. Hier wechselten auch Hafer, Kartoffeln, Rüben usw.

1972. Ich komme von der Eutiner Straße zurück, im Abenddämmer. Birken, Goldregen, weiße Schneebälle, eine Drossel auf der hohen Baumspitze, eine andere antwortet. Ich will der Vergangenheit nicht nachtrauern!

Daß wir zur Roggenernte Soldaten zur Hilfe hatten, habe ich vergessen zu schreiben. Büscher und Hinrichs, zwei Landwirtssöhne aus dem Jeverland, waren die letzten 1914, die als aktive Soldaten am 1. August in den Krieg zogen. Büscher ist bald gefallen, Hinrichs verwundet. Auch Ohmsteder Nachbarn halfen oft.

Vom Heuen im Ohmsteder Feld will ich erzählen.

Da muß ich weit ausholen und eine Rahmengeschichte darum bauen: Das Ohmsteder Feld, ca. 500 ha Land, liegt an der Hunte, begrenzt von der Hunte, vom Moordeich, das ist die hohe Straße zwischen Moorhausen und Bornhorst, von Bornhorst und der Arnstede, dem Bornhorster Esch. Anschließend heißt es, an der Hunte entlang, das „Donnerschweer Feld“. In diesem „Ohmsteder Feld“ hatten die Bauern von Ohmstede und Bornhorst ihr Heuland. Auch weiterhin von Etzhorn und Nadorst kamen Bauern zum Heuen. Wir hatten, wie viele andere Bauern auch, eine „Große Wisch“ und eine „Kleine Wisch“, ein „Großes Pfand“ und ein „Kleines Pfand“; dann noch eine „Kleine Wehe“, hinter der „Wehe“. Diese „Wehe“ vorne im Feld war eine Weide. Da ging unser Jungvieh. Dann hatten wir noch ein großes Stück Heuland: die Reith. Diese unsere Reith lag an einem anderen Weg. Wir fuhren durch die jetzige August-Hanken-Straße. Da lag damals an der rechten Seite eine Ziegelei. Sie gehörte „Freese und Garnholt“. Sie ist, als sie sich nicht mehr rentierte, abgerissen worden im Jahre 1920. Da arbeiteten im Sommer Saisonarbeiter: Polen und hauptsächlich „die Lipp'schen“, Leute aus dem Lipper Land, auch der Ziegelmeister Büschemann war ein Lipp'scher. Er hatte viele Kinder, acht oder zehn, und eine kleine, sehr rege Frau. Das Gebäude, das jetzt noch am Weg steht, war die Unterkunft für die Leute, auch ihr Eßraum war da. Hinter dem Ziegeleigelände (vor den „Grünen Kämpfen“ von August Hanken) ging rechts ein Weg ab, zwischen viel Gesträuch. Der endete bei unserer Reith, vorne im Feld. Zu Fuß gingen wir über die Ziegelei, vorbei an den Trockenöfen und den aufgestapelten,

hellen, roten Steinen, über einen Steg und durch ein Wegekreuz. Da liegt auch die Tonkuhle, damals ein schönes kleines Gewässer. Es wurde darin gerne gebadet. Im Winter war es eine Eisfläche. Tonkuhlen sind immer tückisch, so auch diese: Karls Sohn Gerold ist darin beim Schlittschuhlaufen am Tag nach Weihnachten 1944 mit 14 Jahren ertrunken. Jetzt ist diese Kuhle mit Schutt allmählich zugeschüttet. Hier brannte auch das jährliche Osterfeuer. Noch heute fahre ich gern mit dem Rad zur Reith und versuche, bis zur Hunte zu fahren.

Bei sehr, sehr gutem Wetter gebrauchten wir zum Heuen 3 Wochen. Kam Regen oder gar eine Regenzeit dazwischen, dann verzögerte sich natürlich alles und man machte manchen Weg umsonst. Bis man hinten im Feld war mit Wagen und Gespann, war eine Stunde vergangen (jetzt fährt man schnell mit dem Auto!), und hatte es morgens nach gut Wetter ausgesehen, so war es nach einer Stunde vielleicht ganz anders geworden. Vater ging nach dem Aufstehen oft in den Garten, in den Heckenweg und guckte sich den Westhimmel an, woher unser schlechtes Wetter kommen konnte. So um den letzten Sonnabend im Juni wurde zum ersten Mal gemäht. Im Donnerschweer Feld heute man schon eher.

Natürlich gab es viel Vorbereitungen. Die Maschinenmesser, die oben auf dem Boden überwinterten, wurden heruntergeholt und geschliffen. Es gehörten Kenntnisse dazu. Vater tat es meistens. Wir Kinder mußten, als wir einigermaßen erwachsen waren, den Schleifstein drehen. Das war gar nicht so leicht. Die Arme ermüdeten dabei. Ich glaube, wir brachten das Messer auch zum Schmied zum Schleifen. Die Mähmaschine mußte durchgeölt werden. Auch die Hackmaschine und die Forkmaschine wurden nachgesehen. Die Harken und Forken kamen vom Boden herunter.

Früh um 4 Uhr (oder 5?) ging es mit der Mähmaschine hinaus, denn das Gras läßt sich im Tau viel besser mähen als wenn es nachher trocken ist. Am übernächsten Tag waren dann alle im Feld. Es mußte mit der Harke (mit der Hand) gewendet werden. Es mußte mit der Forkmaschine durchgeforkt werden. Es mußte mit der Harkmaschine in Wälle zusammengeholt werden. Später mußten diese Wälle in Hocken zusammen geschoben werden. Es mußte nachgeharkt werden. Alles richtete sich nach dem Wetter. War es sehr heiß, war alles anders, als wenn es bedeckter Himmel war. Überall im Feld waren die Bauern beim Heuen. Es war ein schönes Bild. Man kannte sich, grüßte sich, und so war es ganz familiär. Zu Mittag kam man vielleicht mit dem leeren Wagen oder mit dem Rad ins Feld. Das Essen mußte ja um 12 Uhr da sein. Zu Hause mußte also alles um 11 Uhr fertig sein: das Mittagessen, das Vesperbrot und der Kaffee. Eine Kaffeepulle war natürlich schon morgens mitgenommen worden. Bei heißem Wetter stand die Kaffeepulle im Graben zum Kühlen. Wir lagen beim Essen im Schatten eines Wagens auf dem linken Ellbogen und löffelten mit Blechlöffeln (Feldlöffel) unser Essen mit der rechten Hand aus dem „Eetelspott“, dem Essenstopf (wie zu Neros Zeiten die Römer oder wie die alten Germanen). Das ging sehr gut. Man lernte es, und dies Primitive machte ja auch



Freude. Später hatten wir Blechteller. Man wird ja immer kultivierter! Eine kurze Mittagspause im Schatten folgte.

Das Heuladen mußte sehr fachmännisch gemacht werden. Wehe, wenn das Fuder schief geladen war. Ich habe nie ein Fuder geladen. Die großen Männer Vater, Karl, der Großknecht mußten aufstaken; die Mädchen waren oben auf dem Fuder. Ich mußte oft nachharken. Alle Augenblicke ging der Aufstaker hinter das Fuder und beobachtete das Laden. Es mußte weiter nach hinten 'raus, „achter ut“, weiter nach Blankenburg, weiter nach Bornhorst, so waren die Bezeichnungen. Hinterm Wagen ist der Bindebaum gebunden, der hinterher schleift. Wenn nun das Fuder fertig geladen war, kam der Bindebaum 'rauf. Auch das mußte gelernt und gekonnt sein. Mit zweien oder dreien zogen wir mit einem „Hauruck“ das Tau stramm. Es wurde fest über eine Rolle gezogen und an die Wagenleiter gebunden. Das volle Fuder wurde bis Kleinbornhorst vor Wöbkens Haus gefahren, und nachher wurden zwei Fuder hintereinander gesteckt. Der Kuhweg war ja damals ein Sandweg. Man konnte nicht mit zwei Fudern fahren. Es war für die Pferde zu schwer. Ein Fuder ist wohl 1800 Pfd. schwer. So habe ich es aus meiner Jugenderinnerung. So ging es abends über die „Chaussee“ nach Hause. (Mit dem leeren Wagen fuhren wir über die „Arnstede“.) Bei Wirtschaft Janssen (unten am Deich) oder bei Gräper gab es noch ein Glas Bier.

An sehr heißen Tagen kamen weit über 50 Fuder aus dem Feld. Es war ein schönes Bild. Nie werde ich es vergessen. Es weht da im Feld oft ein starker Wind. Den Zug der Wolken konnte man wunderschön beobachten. Man hat einen herrlichen, weiten Blick. Nach der einen Seite die Silhouette von Oldenburg. Auf der Hunte fahren öfters Schiffe herauf und hinunter. Auf dem Moorweg, dem Deich nach Mooriem, viel Verkehr, natürlich kaum Autos damals. Der Kirchturm von Ohmstede sieht herüber. Und das frohe Arbeiten im Feld! Und die Vögel: Lerchen, Kiebitze und die Blumen an den Gräben! Rosa Fleischblumen, Vergißmeinnicht, gelbe Wasserrosen (Kenken) und weiße Seerosen (bei der Reith).

Natürlich konnten wir diese viele Arbeit ohne zusätzliche Hilfe nicht bewältigen. Wir brauchten starke Arme! Wir hatten zur Roggenernte und zur Heuernte Soldaten aus der Donnerschweer Kaserne zur Hilfe; große fixe Jungs vom Land, die sich freuten, mal aus der Kaserne herauszukommen. Sie kamen nur bei gutem Wetter, was natürlich sehr vorteilhaft für uns war. Sie brachten uns Kommißbrot mit, was wir so gerne aßen. Vater ging tags zuvor zur Wirtschaft Fidi Schmidt (vor der Kaserne). Da sprach er mit einem Feldwebel, der ihm Soldaten schickte. Paßten Vater die Soldaten nicht, bekamen sie abends einen blauen, zugeklebten Brief mit, und es kam dann am nächsten Tag ein anderer.

Wenn ich von der Heuernte und vom Ohmsteder Feld erzähle, muß ich auch von der Scheune sprechen. Sie war durch den Stall für Pferde und Jungvieh mit dem eigentlichen Bauernhaus verbunden. Es war ein stattliches Gebäude



aus dunkelrotem Backstein. Es war 1881 gebaut. Das stand auf dem Schlußstein über der mittleren Tür. Es hatte ein rotes Pfannendach. Diese Dachpfannen stammten vom abgebrannten „Großherzoglichen Theater“ in Oldenburg, hat mein Vater mir erzählt. Die Scheune hatte drei große Einfahrtstore mit geteerten Türen. An der Rückseite waren die gleichen Tore, und so konnte man mit den vollen Fudern in die Scheune hineinfahren. Es standen oft zwei Fuder hintereinander. Wir fuhren 70-80 Fuder hinein, dann waren sie angefüllt vom Erdboden (Lehmboden) bis hoch in den Hahnenbalken hinein. Zuerst war das Abladen ganz einfach, aber je höher der Erdstapel wurde, desto schwieriger war es, und man gebrauchte mehr Leute. Ich habe manches Fuder mit abgeladen. Das Heu mußte unter den Dachpfannen nach rechts und links geschoben werden. Auf dem losen Heu ließ es sich kaum gehen. Eine Forke voll Heu war für uns kleine Mädchen doch recht schwer. Und dann war es oben furchtbar heiß. Mancher Schweißtropfen ist geflossen. Die starken Männer, der große Knecht oder die Soldaten, standen auf dem Fuder und luden ab. Wir taten es oft morgens vor dem Frühstück, auch tagsüber, denn man mußte die Wagen ja wieder gebrauchen. Die Fuder durften nicht zu breit geladen sein. Öfters saßen sie im Tor fest. Man mußte dann in die Räder fassen und hinten schieben. Und mit einem „hau-ruck“ ging es dann.

Im Winter war alles fest zusammen „gesackt“, und man stach mit dem Heuspaten das Heu ab. Wir hatten eine zweirädrige Karre, den Heuwagen, mit dem wir im Winter das Heu ins Haus holten. Unter den langen Balken entstand durch das Absacken ein freier Raum. Wir Kinder krochen durch diese Gänge, Höhlen nannten wir sie. Das war interessant und unheimlich und machte viel Spaß. Die Nachbarskinder waren auch dabei. War das Heu später niedriger, konnte man so schön von den Balken ins Heu springen. Man konnte überhaupt so schön darin herumtollen, was Vater allerdings gar nicht gerne sah.

In der dritten Scheune war vorne links das Torfhock. Da lag der Wintertorf, auch wohl Holz von unseren Bäumen und dicken Sträuchern. Im Winter sahen wir oft morgens Landstreicher aus der Scheune herauskriechen, die im warmen Heu übernachtet hatten. Hatten wir eine sehr gute Ernte und mehr als 80 Fuder, dann mußte eine Miete gebaut werden. Die stand an der Ecke der Scheune fast an der Straße zwischen vier Eschbäumen, wohl die, die jetzt noch dort stehen. 1912 stand da eine Miete von 30 Fudern. Sie war kaum fertig, als sie eines Nachts abbrannte. Sie war angezündet worden. Der Wind kam sehr günstig und so blieben die Scheune und das Haus vom Feuer verschont. Nur 2-3 m stand die Miete von der Scheune entfernt. Die Ohmsteder Spritze, eine Handspritze, wurde geholt, und da ja die Kuhle direkt daneben lag (kennt Ihr die Kuhle noch? Es schwammen so oft die Enten darauf), wurde die Miete und auch die Scheunenecke immer unter Wasser gehalten. Die Nachbarn haben tüchtig geholfen. Ich weiß, daß der Schuster Klockgether oben auf der rauchigen, brennenden Miete stand. Er war lungenkrank, und sicher war ihm die Arbeit furchtbar schwer. Unser Pastor Hollje stand eine zeitlang an der Spritze. Die beiden Soldaten, die die Miete einige Tage vorher mit aufgebaut hatten,



waren jetzt auch dabei. Nachher wurde noch die Kuhle in der Schweineweide leer gepumpt. Das nasse Heu wurde wieder auf einen Leiterwagen geladen, voll bis zum Rand und man fuhr damit zum „Kornhof“, wo es dann später wieder beheizt werden mußte. Das dauerte einen ganzen Tag. Es waren ja 30 Fuder! Den ganzen Winter über wurde das angebrannte Heu mit verfüttert. Die Kühe mochten es zwar nicht, aber sie bekamen es doch zusätzlich. Den Brandgeruch auf der Diele mochten weder Mensch noch Tier. Vor Heu-Selbstentzündung hatten wir natürlich jeden Sommer Angst. War ein feuchtes Fuder dazwischen, war die Brandgefahr sehr groß. Ich weiß, daß mal unser Heu stark roch, sogar draußen auf der Straße. Wir haben damals die Spritze geholt. Sie stand eine Zeitlang hinter der Scheune, damit sie sofort da war, wenn was passierte. Aber es ging alles gut.

Auch vor Gewitter hat man in einem Bauernhaus große Angst. Es war ja alles brennbares Material. Außerdem ist ein Reithdach an der Unterseite mit Draht gebunden. Schlägt ein Blitz ein, leitet der Draht ihn über das ganze Haus, und alles steht im Nu in Flammen. Es gab früher viel mehr und kräftigere Gewitter. (Was ist der Grund?) Kam nachts ein Gewitter, weckte Mutter uns alle, auch die Mädchen und Knechte. Wir Kinder zogen uns ganz fertig an und saßen im Flur und warteten und hatten Angst. Vater stand nicht auf, worüber Mutter immer böse war, auch die Knechte waren gleichgültig. Nun, das war ihre Sache. Sämtliche Türen im Haus und Stall wurden aufgeschlossen. Es ist immer gut gegangen. Die hohen Eichbäume waren wohl unser Schutz. Die Angst vorm Gewitter habe ich immer behalten, auch in städtischen Wohnungen, auch hier oben in meiner Wohnung. Seitdem aber das Bauernhaus nicht mehr steht, habe ich plötzlich überhaupt keine Angst mehr vor Gewitter. Wie ich innerlich abhängig war vom geliebten, alten Elternhaus! Wie oft zog ein Gewitter auf und ab. Es kam nicht übers Wassers, über die Hunte. Und dann kam es nochmal zurück.

Ich möchte noch mal vom Heuen und vom Ohmsteder Feld sprechen. Einmal, in meiner Jugend, ist ein schief geladenes Fuder auf der August-Hanken-Straße umgefallen. Nun, man mußte es noch mal wieder aufladen. Doppelte Arbeit! Aber ein anderes Mal, im Juli 1914, ist wirklich ein Unglück geschehen. Mein Vater und ein Soldat, der uns half, kamen mit zwei Fudern über die Chaussee nach Haus. Das zweite war kleiner als das erste. Und da geschah es: Nachdem sie die Eisenbahnbrücke überfahren hatten, schob sich beim Hinunterfahren der Bindebaum des letzten Wagens vor den Baum des ersten, schob ihn nach vorne, so daß das Tau abrutschte. Es schlug nach vorne. Die Pferde erschrakten und rannten davon. Vater und der Soldat fielen herunter. Vater ergriff noch die Leine, konnte aber die Pferde nicht halten. Wir zu Haus bekamen einen großen Schreck, als plötzlich die Pferde mit halbem Fuder (zwei Räder) angerast kamen, durch die offene Haustür, über die Diele und erst vor der Windfangtür Halt machten. Was war los? Hinaus an die Straße. Die andere Hälfte des Fuders lag im Tor. Vater sahen wir wankend bei Wirtschaft Siebels 'reingehen. Ein Schnaps ließ ihn den ersten Schreck überstehen. Der Soldat kam ganz erschüttert an. Das zweite Fuder lag irgendwo unterwegs. Vater kam

schnell ins Krankenhaus. Armbruch und ähnliches. Er kam noch am gleichen Tag wieder. Ich bin nach Bornhorst gefahren, habe unsere Leute geholt, und so kam alles wieder in die Reihe. Es ging alles glimpflich ab. Der Soldat, der eigentlich über Sonntag in Urlaub fahren wollte, ist nicht gefahren. Er hat mit einem Schock in der Kaserne zu Bett gelegen. Der zweite Soldat kam, obwohl es Sonntag war, zum Abladen und brachte mit unsern Leuten alles wieder in Ordnung. Büscher und Hinrichs hießen sie und waren aus dem Jeverland.

War nun das Gras wieder gewachsen, wurde zum zweiten Mal gemäht. Das „Ettgrün“ nennt man den zweiten Schnitt. Manchmal trieben wir das Jungvieh auf die Wiesen. Man sah viel Vieh hinten im Feld. Auch unsere Kühe trieben wir aufs Heuland, ins Ettgrün, auf die Große Wisch (vorne bei Bornhorst) oder auf die „Reith“. Das waren weite Wege. Die Abendmilch blieb auf dem Land. Sie wurde zum Kühlen über Nacht in den Graben gestellt. Die Pferde waren auf dem selben Land. Und morgens, wenn die Pferde geholt wurden, wurde gleichzeitig die Abend- und die Morgenmilch mitgeholt. Ich meine, es mußte viel bedacht werden.

Es war nun Herbst und noch dunkel auf der Weide, und abends war es schon dunkel. Manchmal war es auch neblig. Es war schwer, die Kühe zu finden und man mußte herumsuchen. Dazu war das Gras naß. Es war keine reine Freude!

Wenn der Nordwind blies, war es gefährlich für die Deiche. Wie oft bei Sturmflut und Nordwestwind kam das Wasser über die Huntedeiche. Das Feld ist ja das Überlaufbecken, der Polder, für die Stadt Oldenburg. Deichbrüche gab es öfters. Ich weiß, daß Vater einmal hinten im Feld war, wohl weil es gefährlich zu werden begann? Er sah, daß das Wasser überall über die Deiche kam. Er hat dann sämtliche Tore geöffnet und alle Tiere mit nach vorne gelockt, den „Kuhweg“ hinunter, und sie alle auf unsere Wehe getrieben, die niemals unter Wasser stand. Dann hat er zum kommenden Sonntag die Besitzer nach Bornhorst bestellt, und jeder hat sich sein Vieh herausgesucht. Es war im Krieg 14-18 und die Bauern im Krieg, und die Frauen kannten ihr Vieh nicht. Aber Vater kannte jedes Stück Vieh im ganzen Feld und so kam alles wieder in Ordnung.

Ein anderes Mal, es muß ca. 1925 gewesen sein (oder schon Herbst 1921), es war im Spätherbst und Springflut. Ob ein Deichbruch war oder ob das Wasser über den Deich ins Feld kam, weiß ich nicht: Hinten auf dem „Kleinen Pfand“, hinten beim Pumpwerk ist das, waren zwei von unseren Pferden. Es muß ein Sonntag gewesen sein. Wenigstens war kein Knecht zu Hause (Karl war in Anstellung). Da hat Vater sich Jan Wöbken geholt (Eisenbahner, Friseur Neberts Schwiegervater), und die beiden sind mit einer Stallaterne ins Feld gegangen und haben im Dunkeln die Pferde gesucht und nicht gefunden. Sie haben sich fest bei der Hand gehalten, und bald ist der eine, bald der andere in den Graben geraten. Es war eine stürmische Vollmondnacht. Zu Hause hätte Mutter ihnen einen starken Grog gemacht, hat Jan Wöbken mir jetzt erzählt mit 86 Jahren. Am frühen Morgen ist Vater wieder hin: Die beiden Pferde ha-

ben eng aneinander im Wasser gestanden. Was für eine angstvolle Nacht haben die Tiere wohl erlebt!

Ich erinnere mich noch, daß ich einmal abends spät zum Nachbarn Schmidt 'rüber mußte, durch die Hecke, um ihnen zu sagen, der Deich wäre gebrochen. Sturmflut. Es war gerade bei ihnen Hochzeit im ganz kleinen Kreis. Die Männer sind ins Feld gegangen und haben ihr Vieh geholt. Ob es damals war, als Vater mit Jan Wöbken die Pferde suchte? Wieviel Erinnerungen kommen mir! Wie sehr ist das Feld mit dem Hof verbunden! Wie oft fährt auch mein Bruder Karl sonntags kurz ins Feld. Wie oft bin ich im Sommer am Huntedeich, dem Kloster Blankenburg gegenüber am Tannenwäldchen. Und viele Boote und Kähne fahren die Hunte hinab und hinauf.

Und wie sahen das Ohmsteder und das Donnerschweer Feld im Winter aus? Es war eine einzige, große Eisfläche zwischen Bornhorst und der Hunte, zwischen der Braker Bahn und der Hunte. Bei großem Frost und wenn kein Schnee lag, wurde es zum Schlittschuhlaufen freigegeben. Die Winter waren damals härter. Bei gutem Wetter wimmelte es von Schlittschuhläufern. Die Schüler hatten eisfrei. Ganz Oldenburg war da. Bei Otto Willers ging von der Donnerschweer Straße ein kleiner Weg über die Braker Bahn, lang, lang ist's her. Und beim „Roten Haus“ ging man wieder über die Bahn. Das „Rote Haus“ war eine alte, stadtbekanntes Wirtschaft. Sie ist vor einem Jahr abgerissen worden, und es steht jetzt dort das „Jugenddorf“. Hier im Roten Haus wärmte sich mancher auf bei Grog und Glühwein. Auch Vater und Mutter gingen zum Schlittschuhlaufen, sehr selten, aber ich erinnere mich daran, daß sie es taten. Vater war schon als Schuljunge auf Schlittschuhen zur Schule gefahren. Damals lag keine Bahnstrecke dazwischen. Die Bahn wurde erst 1896 gebaut.

Mutter war ja eine Bornhorsterin und am Ohmsteder Feld groß geworden. Ihr Vater, der Martin Wöbken, hätte im Winter die Eisbahn von Bornhorst nach Donnerschweer abstecken müssen. Das wäre recht gefährlich gewesen. Außerdem hatte Großvater Wöbken eine Dorfwirtschaft. Die Oldenburger Schlittschuhläufer saßen am „offenen Feuer“, tranken „Heet un Söt“ (heißes und süßes Bier) und trockneten sich und ihr Zeug wieder auf. Mutter hat oft davon erzählt.

Was unbedingt zum Ohmsteder Feld gehört, das ist der Klustock, der Springstock. (Wonach heißt er wohl Klustock?). Das ist eine lange, feste Holzstange mit einer kleinen, viereckigen Holzplatte darunter. Damit sprang man über die Gräben, querfeldein. Vater nahm ihn mit, wenn er nach dem Vieh sah, vielleicht ein Teil suchte.

Daß man vom Feld aus nach Iprump, auf der anderen Hunteseite, hinüberkommen konnte, muß noch erwähnt werden. Man rief laut, auf dem Deich stehend, „hol över“, ein paar mal, und es kam dann ein Boot von der Wirtschaft Iprump, um die Männer zu holen. Iprump war eine uralte, Jahrhunderte alte Wirtschaft

und wird in den Geschichtsbüchern erwähnt. Dort ging der Postweg zu Pferd oder Kutsche von Oldenburg nach Bremen. Sie ist vor einigen Jahren abgebrochen worden. Es war ein Bauernhaus und ein kleiner alter Garten mit einigen Tischen.

Jetzt will ich wieder von Ohmstede berichten: Ganz nahe bei dem Rumpf der Stelle liegen die Weiden: Neben dem Blumengarten, da wo jetzt die beiden Klinkerhäuser stehen, lag die sogenannte Schweineweide. Die Schweine wurden vom Schweinestall aus hin- und zurückgetrieben. Später bauten wir einen kleinen Stall (unter den Linden, die jetzt noch auf dem Nachbargrundstück stehen) für die Jungsau, die bis zum Ferkeln noch mit Rüben, Spreu und Wasser hinzugefüttert wurden, oder für die abgeferkelten Schweine, für alles, was noch einen Auslauf haben mußte. Oft hatten die Schweine ein Loch in der Umzäunung gefunden und waren auf der „Chausee“. Sie mußten 'reingetrieben werden. Das war aufregend und ärgerlich. Mitten auf der Weide war eine große Kuhle mit vielem Entenkraut. Unsere Enten waren abwechselnd auf dieser Kuhle und auf der Kuhle vorm Haus. Ihr erinnert Euch noch? In Vaters Jugendzeit, so vor 100 Jahren, waren viele Goldfische in dieser Kuhle. Die alte Frau Kreke, geb. Haslinde, erzählte mir: „Ich sehe Ihre Großmutter noch, wie sie die Goldfische fütterte. Sie hatte rote Haare und hatte den Zopf um den Kopf gelegt.“ Das sind jetzt 90 Jahre her.

Ganz nahe beim Hof lag der „Kornhof“, unsere Kuhweide. In den alten Akten steht „de korte Hoff“ (der kurze Hof), daraus wurde dann „Kornhof“. Das war eine große Weide. Sie lag am Mühlenhofsweg. Aber wir benutzten eine Überwegung über Bohlens und Schumachers Land: zwei Stege über 2 kleine Gräben. Hier liefen unsere zehn Kühe und die größeren Kälber. Die Kälber wurden hinzugefüttert, und wir trugen die schweren „Stappen“ mit Magermilch und Mehl zwei Mal am Tag den weiten Weg. Unsere Pferde brachten wir abends auch auf den „Kornhof“. Es war alles so bequem. Und dann war sie wirklich schön wegen der alten hohen Hecke. Es war eine verwilderte, knorrige Buchenhecke. Viel Schlehensträucher standen dazwischen, und alles war umrankt von Brombeeren. Die kleinen Dornen der Schlehen gebrauchten wir als Prökel beim Wurstmachen. In der Hecke standen alte, hohe Eichen, die beim Verkauf stehen geblieben sind und jetzt eine Zierde auf unserem Rasen sind. Sie stehen hinter den Wohnblocks der Gem. Siedlungs-Gesellschaft (GSG) an der Stresemannstraße, wo ich seit 15 Jahren wohne. Sie sind also die frühere Grenze zwischen dem Kornhof und dem Riesjen, von dem ich gleich erzähle. Gegenüber meiner Wohnung zwischen den Eisenbahnhäusern ist eine Rasenfläche mit einer jungen Eiche. Das war früher die große Kuhle vom Kornhof. Die Eiche muß wohl 1958 gepflanzt sein. Auch vor meiner Wohnung stehen drei junge Eichen. Der Oberstadtdirektor Jan Eilers sagte damals, sie sollten die Verbindung der Stadt zum alten Dorf sein, zu Ohmstede. Eine andere, sehr dicke Eiche stand Ecke Stresemannstraße - Mühlenhofsweg. Aber sie hat die vielen Arbeiten unter der Erde und die Bepflasterung nicht überstanden. Nach einigen Jahren ist sie eingegangen.



Von dieser Weide hat mein Bruder Karl, bevor er sie verkaufte, ein Grundstück an Helga Büchner (geb. Hanken, unsere Cousine) verkauft. Sie wohnte früher im weißen Haus gegenüber der Brauerei, das unser Großvater Diedrich 1896 von einem Jürgens kaufte (jetzt, 1972, Gärtnerei Lux).

Die andere große Weide war der „Mühlenkamp“, das ist die Ecke Mühlenhofsweg - Hochheider Weg. An der gegenüber liegenden Ecke stand früher bis ca. 1900 eine Windmühle, daher der Name Mühlenkamp und Mühlenhofsweg. Sie war auch von einer alten Buchenhecke umgeben. Marianne Hullmann und ich haben vor kurzem bei einem Abendspaziergang die Reste dieser Hecke entdeckt. Es war eine rechteckige Weide. Daneben lagen die Weiden unserer beiden Nachbarn Bohlen und Schumacher (dann folgte „Hots Land“). Heute befinden sich da viele Wohnblocks mit schönen Gärten. Es ist die Birkenfelder und die Kniphauser Straße, und niemand und nichts erinnert an eine einstige Weide. Der Weg hieß auch „damals“ schon Mühlenhofsweg, aber wie ganz anders: ein Sandweg war es, große Hecken an beiden Seiten, zwei oder drei Häuser standen dem Eingangsheck gegenüber. Von Schumacher und Nebert bis zum Hochheider Weg gab es bis 1914 nur diese 2 oder 3 Häuser.

Dann hatten wir noch eine Weide gepachtet, den „Wöbkenkamp“. Er gehörte zur Stelle von Gärtner Buhr (früher Wöbken). Dieser Wöbkenkamp ist jetzt die Straße Kuhlenkamp ab Großer Kuhlenweg. Die Weide war mit einem Wall und einer alten Hecke umgeben. Sie lag reichlich weit entfernt und ist uns nie so vertraut gewesen.

Und vom „Riesjen“ muß ich noch erzählen. Wir sprachen vereinfacht „Riesen“ aus. Aber Vater schrieb „Riesje“. Wie mag das Wort entstanden sein? Er lag an der Straße nach Oldenburg, an der „Chaussee“, 5 Minuten vom Hof an der rechten Seite. Er war jahrzehntelang Ackerland, mal waren es Kartoffeln, mal blauer Kohl, einmal war es ein schönes, wogendes Haferfeld, erinnere ich mich. Es lag ziemlich tief und man konnte von der höheren Straße aus hinübersehen, dann wieder war es Roggen. Vater hat es später umgebrochen, und es wurde eine schöne Kuhweide. Jetzt heißt es dort Friedrich-Ebert- und Friedrich-Naumann-Straße. Und die Verbindung zwischen dem „Riesen“ und dem Kornhof (sie stießen ja mit dem Rücken aneinander) ist jetzt bei einigen alten Eichen eine kleine Brücke über einem Rollschuhplatz. So ändern sich die Zeiten!

Ja, es ändern sich die Zeiten: Die Straße, die „Chaussee“, war damals mit blauem Klinker gepflastert, daneben war ein sogenannter Sommerweg, ein Sandweg, und dicke Eichbäume standen an beiden Seiten. Eine Allee war es. Wegen des großen Autoverkehrs wurden die Bäume, 60 Stück glaub ich, 1968 abgeschlagen. Mein Vater hat sie als Kind 1870 mit seinem Vater, dem Gemeindevorsteher, gepflanzt, hat er mir selbst erzählt. Es war eine Dorfstraße oder ein Gemeindegeweg.

An der linken Straßenseite, gegenüber dem Riesen also, lag die „lüttje Weide“.

War es früher eine Weide? Sicher, denn auch sie war von einer hohen Hecke umgeben. Steckrüben, blauer Kohl, Runkelrüben, auch Frühkartoffeln wechselten ab. Vater und Mutter wollten, wenn sie die Landwirtschaft aufgeben wollten, also wenn Karl mal heiraten würde und er der Bauer sein würde, dann wollte Vater da auf der „kleinen Weide“ ein Haus bauen, seinen Alterssitz. Aber es kam dann alles anders: Inzwischen hatte die Inflation ihm das Geld genommen, und an Bauen war nicht zu denken. Wir haben dann für 5 Jahre die Hammheide gepachtet (jetzt Karl Wempe). Herrlich war es da!

Aber Mutters Traum vom Bauen war zuende geträumt. Sie hatte schon oft Grundrisse gezeichnet. Sie hatte auf der kleinen Weide schon Stöcker gesteckt, wo das Haus stehen sollte. Sie wollte die Fensterrahmen braun gestrichen haben, dann wirkten die Gardinen besser. Und dann kam es anders.

Vater pachtete die Hammheide in Großbornhorst 1927. Mutter war auch auf der Hammheide recht glücklich. Der Vorgarten dort war ihre ganze Wonne. Wir hatten viel Besuch. Es war von Ohmstede aus einer schöner Spaziergang von  $\frac{1}{2}$  Stunde. Und Mutter machte es viel Freude, Gäste zu bewirten, und Vater auch. Nach 5 Jahren wollte der Besitzer die Hammheide, 12 ha, verkaufen. Aber Vater wollte sie nicht kaufen. Er fühlte sich wohl nicht mehr jung genug dazu, und soviel Geld war wohl auch nicht da. Es lag ja sehr abseits, ohne Rad und Auto, ohne sonstige Verbindung, ohne Telefon! Da haben wir am alten Bauernhaus angebaut, klein und einfach. Wohnzimmer, Schlafzimmer, Küche, und auf dem Boden war für uns Töchter ein Zimmer eingerichtet. Aber wir waren seit Karls Heirat oft in Anstellung und nur kurz und zu Besuch zu Hause.

Die Inflation brachte uns viel Sorgen. Vater war ein sparsamer Mann, und weil er auch ein fleißiger, tüchtiger Mann war, so konnte er Mark auf Mark legen und hatte ein ganz ansehnliches Bankkonto. Was wußte Vater, was wußten wir von Inflation. Wir hatten so was noch nie erlebt, und so ließ Vater seine Siebzigttausend zerrinnen in ein Nichts! - wie die meisten Deutschen damals. Man kann ihm daraus keinen Vorwurf machen. Sehr viele haben sich über Wasser gehalten und haben erfaßt, was in der Welt vorging. Aber Vater war kein Kaufmann, er war Landwirt. Es war für ihn und uns eine schwere Zeit. Er wollte dem Sohn eine schuldenfreie Stelle überlassen. Er wollte den Töchtern eine gute Mitgift mitgeben. Ich glaube, auch Mutter hatte eine schwere Zeit und damals keine leichte Ehe. Man mußte verzichten können und sich begnügen. Konnte man es? Man mußte viel lernen. Es gab Arbeitslosigkeit. Und dann regelte sich allmählich die Wirtschaft.

Bis jetzt habe ich nur von den vielen und den schweren Arbeiten gesprochen. Aber es gab ja auch Sonntage und Festtage. Von Urlaub, schönem Wochenende, Kur und Ferien wurde früher nicht geredet. Aber die Sonntage waren richtige Ruhetage. (Sind sie es heute im Zeitalter des Autos? Für viele nicht.) Gewiß mußte gemolken und gefüttert und gekocht werden. Aber es wurde viel vorgearbeitet. Eines von den Mädchen und ein Knecht hatten den ganzen Tag frei.



Sonnabends wurde viel geschrubbt, Küche und Flur, bei der Pumpe, vor den Kälbern, der Schweinestall. Im Garten waren die Beete in Ordnung gebracht, der Rasen ein wenig abgesteckt, und all' die Wege waren geharkt. Auf dem Gartentisch lag eine Decke. (Alltags wurde an diesem Tisch gearbeitet, und eine Tischdecke war nicht üblich.) Sonntagmorgens kam oft jemand aus dem Dorf, mal Onkel Mehrens vom Waterende oder Bümmerstädt oder Wennekamp. Oft kam jemand zum Pferde und Füllen anmelden: Vater war ja Obmann des Oldenburger Stutbuchs. Vetter Robert Wöbken kam oft, Hermann de Levy, der mit Vater handelte. Wir wohnten so gelegen, mitten im Dorf. Kurz vorm Mittagessen gingen die Männer gern zum Krug (Siebels) zum Biertrinken. Es kamen auch mehrere Bauern aus der Umgegend, auch Bernhard Haslinde (Brauerei) und mein Onkel Friedrich (der Gemeindevorsteher). Da war ein kleiner, solider Klönschnack. Punkt 12 Uhr war man wieder zu Haus. Nachmittags hatten wir oft Besuch, eingeladen oder uneingeladen. Wir hatten ja eine große Verwandtschaft. Vom Gartenplatz aus konnte man sehen, wenn jemand ins kleine Gartentor kam. Als ich jung war, besaß der Ohmsteder Krug eine große Anziehungskraft. Mutter Siebels war eine hervorragende Wirtsfrau. Da gab es guten Kaffee und Schinkenbutterbrot. Und viele Oldenburger machten ihren Spaziergang nach Ohmstede. Wir sahen den Besucherstrom von unserem Platz neben der Gartentür. Man saß bei Siebels im lauschigen Garten in Lauben und unter hohen Buchen. Im großen Flur standen Vasen mit Blumen. Alles war so festlich! Beim Schreiben schleicht mir Wehmut ins Herz hinein, das muß ich ohne Übertreibung sagen.

Wie war es zu Ostern? Sicher war es oft so kalt wie auch heute. Die Schneeglöckchen waren ausgeblüht („es friert im weißen Röckchen“). Und die Osterblumen unter den Eichen? Sie warten auf die Wärme. Ich weiß, daß Vater oft über die vielen Festtage schalt. Er wollte pflügen, säen und pflanzen und hatte keine Zeit für Festtage. Mutter ging gern zur Kirche. Am 1. Ostertag gab es abends viele Ostereier, keine schokoladenen und keine gefärbten, nein, richtige Hühnereier, manchmal allerdings waren sie mit Zwiebeln braun gefärbt. Unsere Leute kriegten jeder 12 Stück! Wir aßen 2 oder 3, glaub ich. Sowie es dunkel wurde, ging's zum Osterfeuer. Das war damals am Waterender Weg. Die Jungs sammelten vorher „wat to'n Osterfür, de olen Teertünnen sünd so dūr“. Sträucher wurden zusammen geholt, etwas Stroh, eine Teertonne. Einmal, weiß ich, fuhr mein Bruder Karl mit Otto Hanken in die Wahnbeker Büsche, die Hullmanns gehörten, und holten mit einem Pony-Gespann dürre Sträucher. (Gehörte das Gespann Hankens oder Hullmanns?). Karl, Otto und Hans-Hermann Hullmann waren fast gleichaltrig, damals vielleicht 14 Jahre. Otto ist im Zweiten Weltkrieg vor Leningrad gefallen, Hans-Hermann Hullmann ist 1942 vor seinem Haus von einer Bombe getroffen worden. Später war das Osterfeuer auf August Hankens Weide, noch später bei der Tonkuhle, auch heute noch. August Hanken stiftete viel schönes Feuerwerk. Er war ja unser reicher Ohmsteder. Ganz Ohmstede war vertreten. Die Jugend amüsierte sich herrlich mit Knallfröschen. Es war wunderschön, am roten Feuer zu stehen.

Pfingsten, das liebevolle Fest war gekommen. Es grünten und blühten Feld und Wald. Dann war unser Garten besonders reizvoll. Neuer Kies auf allen Wegen. Der Rotdorn blühte und die Syringen. Am Tag vorher holten wir Birkensträucher aus dem Bornhorster Moor. An der Haustür standen rechts und links große Sträucher, auch an den Türen von Scheune und Schweinestall und auf der Diele überall und im Windfang. „Der gepflegte Hof! Es war ein stolzer Anblick!“ sagte mir neulich jemand. Und dann machten wir unsere traditionelle Pfingsttour. Es wurde angespannt, und die ganze Familie mit sämtlichen Kindern und auch mit Opa Diedrich fuhr dann nach Zwischenahn oder nach Rastede. Man traf viele Bekannte beim Spaziergang durch den Park. Später war im Rasteder Hof Tanz.

Weihnachten war geheimnisvoll und aufregend wie überall, wo Kinder sind. Man guckte durchs Schlüsselloch und konnte es nicht abwarten. Erst gab es ein gutes Essen: Bratwurst vielleicht, wir hatten ja gerade geschlachtet. Inzwischen waren Opa, Onkel Friedrich und Tante Borries, die Hausdame, gekommen. Sie wohnten ja nebenan und waren jeden Weihnachtsabend mit dabei. Dann klingelte der Weihnachtsmann: Der brennende Tannenbaum reichte vom Tisch bis an die Decke. Die Geschenke darunter und auf den Sesseln: Spielzeug, Kleidung. Ein Buch war immer dabei. Mutter war das sehr wichtig! Jugendbücher, Quo vadis, Germanische Frauen, Deutsche Frauen, Roland und Elisabeth von Else Averdiek usw. Und die alten Weihnachtslieder wurden gesungen. Aber außer Mutter waren wir alle nicht sehr stimmbegabt, leider, leider, leider! Wie oft habe ich das entbehrt! Und Glühwein gab es! Und die Leute kamen herein, kriegten ihren bunten Teller und ihre Geschenke: die Mädchen Stoff zu einem blauen Druckkattunkleid, Schürzenstoff oder ein Paar Wollstrümpfe; die Knechte Unterhose, vielleicht ein Arbeitshemd, Strümpfe für ca. 12 Mark, weiß ich noch. Es wurde gemeinsam ein Lied gesungen. Wir Kinder zeigten freudig unsere Geschenke. Und in der Küche tranken sie dann ihren Glühwein.

Unsere „Weihnachtsstube“ lag neben unserer Kammer. Es gab eine Verbindungstür, worin aber eine Garderobe eingearbeitet war. Aber mit Mühe und Not konnte man sich hindurchzwängen. Wir waren ja zarte, kleine Kinder, und ganz früh schon, im Nachthemd, saß ich mit meinem neuen Buch nüsseknackend vor meinem bunten Teller. Ich war schon damals eine Leseratte. Es war noch so herrlich unordentlich: das Weihnachtspapier lag herum und es roch nach Glühwein und Kerzen. Der Kachelofen strahlte noch Wärme aus. Es war wunderschön gemütlich!

Einmal hatte Mutter den Glühwein mit Grieß gesüßt, statt mit Zucker. Natürlich großes Gelächter. Mutter wurde jeden Weihnachten wieder damit aufgezogen. Was ich hier erwähne sind ja winzige Kleinigkeiten, aber sie gehören eben dazu. Die Möbel der Weihnachtsstube sind diejenigen, die ich jetzt in meiner Wohnung Stresemannstraße bewohne.

Ein ganz wichtiger Tag für unsere Familie war das „Ohmsteder Rennen“. Aus meiner frühesten Jugend kenne ich diese Tage. Ich sehe mich noch als kleines Mädchen zwischen all den Pferden und all den Männern auf unserem Hofplatz. Ich weiß, daß ich mit Pudel Eckardt hoch oben in dem Kirchturm bis zu den Glocken gestiegen bin, um von dort oben zum Rennplatz 'rüberzusehen. Das muß vor 1910 gewesen sein. Sicher durfte ich damals noch nicht zum Rennen. Während des Krieges schlief alles ein. Dann, ich glaube 1919, gab es wieder ein Rennen. Es fand meistens Ende Mai statt. Wenn andere ihr Haus zu Pfingsten sauber machten, so machten wir es zu den Renntagen. Ein großes Frühjahrsreinemachen in Stall und Scheune. Die Spinnweben des Winters wurden abgefegt. Das Holz der Vieh- und Pferdeställe wurde mit heißem Seifenwasser geschrubbt. Die Wände weiß gekalkt, unten ca. 1 m hoch geschwärzt. Im Garten wurden Beete in Ordnung gebracht. Neuer gelber Kies lag auf den Wegen. Der Jaderberger Reiterverein kam jedes Jahr mit seinen Pferden schon einige Tage vorm Rennen. Sie bekamen die gleichen Ställe jedes Jahr. Artur Tapken, Georg Bartels, Hermann Luks, Carl Eyting kamen Jahr für Jahr. Nach dem Krieg kamen jüngere hinzu in Karls Alter. Claus Denker-Berne, Hermann und Georg Schildt-Hammelwarden, Kurt Töllner, Günther Wichmann-Berne. Noch später kam der Rodenkirchener Reiterverein, dazu gehörte auch Käthe Stührenberg, die mein Bruder sich 1927 zur Frau nahm. Die Reiter probten nochmal auf dem Rennplatz, sie putzten wieder und wieder ihre Pferde, die Hufe wurden geschwärzt, die Mähnen wurden mit Bast oder mit blauen und roten Bändern (Oldenburgs Farben) zu Zöpfen geflochten.

An diesen Tagen konnte Mutter ihre geliebte Gastfreundschaft ausüben. Auch Vater hatte viel Freude daran. Wer um die Mittagszeit da war, wurde auch zum Essen eingeladen. Nachmittags stand in beiden Stuben viel Kuchen bereit. Wieviel Herren und Damen, bekannte und unbekannt, saßen an unserem Tisch. Am sehr frühen Nachmittag kamen die Gespanne: Harms-Oberrege, Glüsing-Deichstücken, Kuhland-Elsfleth, Thümlers. Wohl 20 Pferde standen in Stall und Scheunen. Abends war ein langer Tisch gedeckt. Nach dem Rennen labten sich Bekannte und Unbekannte und Verwandte an Kartoffelsalat, Sülze, Eiern, Wurst und Schinken. Ich glaube, Mutter war bekannt wegen ihrer Gastfreundschaft. Bei „Siebels“ oder im „Müggenkrug“ und in der Stadt im „Neuen Haus“, im „Casino“, in der „Union“ war Tanz und großes Treffen! Wie in Ohmstede, so waren auch in Berne und Ovelgönne Rennen mit nachfolgendem Ball. Wir fuhren auch dahin.

Wißt Ihr, wo der Rennplatz war? Hinterm Kirchhof, die jetzige Siedlung zwischen Rennplatzstraße - Schellsteder Weg - Hochheider Weg, damals ein freies Gelände, das August Hanken-Ohmstede und Gustav Hullmann-Etzhorn gehörte. Jetzt 1975 findet das Rennen jährlich in Rastede statt, schon seit Jahren.

Ein großes Fest war es auch für uns, wenn wir zu Kösters nach Ofen fuhren, einspännig oder zweispännig. Ich kenne noch die alten Kösters, Tante Köster



war eine geborene Hanken (Oma Hankens Schwester), also aus unserem Bauernhaus. Sie hatten 1872 geheiratet - vor 100 Jahren also. Ihre Kinder waren in Vaters Alter, seine Vettern oder Cousinen. Eine Tochter von diesem Vetter in Ofen ist Frau Apotheker Hiller (in der Ohmsteder-Esch-Apotheke). Kösters Bauernhaus war bedeutend größer als unseres, auch viel vornehmer. Die Ställe waren viel größer als unsere. Viel Wald war dabei. Es würde zu weit führen, es zu beschreiben. Es war herrlich da! Es war ein Haus im Niedersachsen-Stil wie auch unseres. Eine enorm große Diele, ein breiter langer Flur, eine weinumrankte Veranda, ein langer Garten, ein weißes Tor als Eingang zum „Busch“. Dahinter ein kleiner „Berg“. Und dann der herrliche Busch, Mischwald und viel Farn und Maiglöckchen und Primeln darunter. Große Jagdhunde gab es und Gewehre an den Wänden und eine hohe schwarze Truhe, messingbeschlagen. Abends im Dunkeln ging es dann zurück. Nachmittags fuhren wir über Metjendorf, abends durch die Stadt. Vater, Mutter, 4 Kinder eng aneinander, sicher auch Opa? Als ein Auto kam, sagte Mutter ganz ängstlich: „Dor kummt een Auto, Vatter, wullt Du uck affstiegen?“ Aber Vater stieg nicht ab, und es ging auch wirklich alles gut.

Auch zu Wöbkens nach Neuenbrok zu fahren war uns ein Fest. Hermann Wöbken war der Bruder meiner Mutter aus Bornhorst. Manchmal fuhren wir durch Moorriem hin und über Etzhorn-Ipwege zurück. Das war eine Tagesfahrt. (Vielleicht wollte Vater mit einem Pferd zum Hengst zu Böning-Neuenbrok?) Es gab furchtbar viel zu essen! Im Laufe des Vormittags, also gleich, wenn wir kamen, gab es Frühstück mit 2 Eiern, nachmittags nach dem Kaffee mit viel Kuchen gab's noch Stärkepudding mit Saftsoße. Wir kamen immer ganz übersättigt nach Haus. Da gab's nun keinen Wald wie in Ofen, alles war frei und Weiden mit viel Vieh und vielen Pferden. Und viele Gräben gab es mit vielen Enten und Entenkraut. Ein großes Haus im friesischen Stil. Der Garten war üppig. Es war schwarze Moorerde. Tante Mathilde sprach langsam und bedächtig. Wir machten ihr das (heimlich) immer nach.

Der Sohn, der Erbe, ist im Zweiten Weltkrieg im Baltikum vermißt und nicht wiedergekommen. Dessen Sohn Oltmann hat die Landwirtschaft aufgegeben, geht irgendwohin zu arbeiten. So ist auch von dieser Landwirtschaft nicht viel geblieben.

Sonst haben wir keine großen Wagenfahrten gemacht. Nur einmal waren wir in Mosleshöhe und Petersfehn, wieder ganz was anderes. Opa Hanken (Diedrich geb. Tabken) war mit. Er war Gemeindevorsteher der Landgemeinde Oldenburg gewesen. Er war hier sehr bekannt, und er wurde ganz herzlich begrüßt, überall. Wir hatten in Eversten oder Petersfehn, oder wo eigentlich?, ein Stück Moorland zum Abgraben. Das wollte Vater natürlich sehen.

Unsere Geburtstage, Vaters und Mutters, wurden wie üblich mit dem Nachmittagskaffee und Abendessen und mit etwas Alkohol festlich begangen, vielleicht einem selbst aufgesetzten Kakelbeerschnaps (schwarze Johannisbeeren). Abends wurde tüchtig aufgetischt: die schöne selbstgemachte Mettwurst, Le-



ber, halbierte Eier, Gurken, Kartoffelsalat, nichts Gekauftes! Die Verwandtschaft war groß. Außer der Hildesheimer Schwester hatte Mutter noch eine Schwester Anna Hullmann-Ipwege und zwei Brüder: Hermann in Neuenbrok, und Gerhard-Martin wohnte auf dem elterlichen Hof in Bornhorst (Deppens Marten). Vater hatte einen unverheirateten Bruder, Onkel Fidi (Gemeindevorsteher, der mit 50 Jahren heiratete), und seinen Vater (Diedrich T.). Es waren immer schöne Familienfeste, niemals Orgien, niemals wurde zuviel getrunken. Wir hielten mehr vom Essen. Die Neuenbrocker kamen mit Pferd und Wagen, 15 km, und kamen dick verhüllt in Mäntel und Decken und brachten ihre beiden Jungs mit (wohl zu Vaters Geburtstag, 15. März). Man kam an einem Sonntag. Wohl wegen der Schule, und alltags war wenig Zeit. Nach dem Kaffee gingen die Männer durch die Ställe und beguckten Vieh und Pferde, „eben up de Däl kieken“. Die Frauen gingen im Sommer in den Garten, der natürlich sehr in Ordnung war!, damit er vor den gestrengen Augen der Besucher bestehen konnte.

Mein Geburtstag ist im März und als ich in Oldenburg zur Schule ging, habe ich manchmal viele kleine Mädchen eingeladen. Denen war es ein Fest, aufs Land zu fahren. Unsere große Diele mit dem Vieh, das war doch was! Und unser großer Flur! Sie tobten im Heu herum oder draußen im Garten. Und jede nahm einen großen Strauß Schneeglöckchen mit nach Haus. Davon erzählen sie noch heute, wenn wir im Café Hassenbürger Klassentag haben.

Ich kann mich darauf besinnen, daß wir viel Kinderbesuch hatten. Käte Claassen vom Ohmsteder Bahnhof war meine kleine Freundin. Ich habe sie ganz aus den Augen verloren. Magdas Freundin war Pudel Eckardt, unsere Pastorentochter. Wir hatten unsere Stammpfätze in den Hecken - zum Lesen. Wir fingen Kaulquappen aus der muddligen Kuhle, wo jetzt das Ehrenmal steht, setzten sie in einen Blechkasten, der an Pastors Veranda gehängt wurde. Pastors Garten war groß und lauschig. Und eine Ziege hatten sie. Amaltheia hieß sie.

Karl hatte Otto und Hellmut Hanken zum Spielen und seine Vettern Willi und Robert Wöbken, besonders Willi. Und dann spielten wir mit sämtlichen Dorfkindern, krochen durch die Hecken und waren bei allen zu Hause. Für mich waren kaum gleichaltrige Spielgefährten da. Frieda hatte es besser: Martha Schumacher war ihre Dorffreundin und der Bruder Gerhard, der auf der Krim gefallen ist. Ludwigs, des Braumeisters Kinder, waren etwas jünger. Frieda, meine Schwester, hatte viel später ein nettes Kränzchen mit Emma Wöbken (Cousine), Grete Springer vom Rennplatz, Ina Hollje (Pastorentochter), Ida Bölts-Bornhorst.

Unsere Schule war in Kortendorf, in der Nähe des Müggenkrugs, dann ca. 100 m weiter.

Nun das alte Dorf: Nette Nachbarn hatten wir, ob es die Arbeiter waren, die Handwerker, die Bauern, ob es die Brauerei Haslinde war oder das Brau-

meisterhaus (das weiße Haus Ecke Donnerschweer Straße - August-Hanken-Straße) oder die Wirtschaft Siebels. Nur mit unserem nächsten Nachbarn Bohlen hat es wohl mal einen Streit gegeben. Aber weil er nicht auf seiner Stelle wohnte, hat uns das nicht gestört. Der Pächter von dieser Stelle hatte viele Kinder, von denen 2 oder 3 später bei uns Mädchen waren. Ein Sohn, mir gleichaltrig, ist im Krieg 14-18 gefallen. Die Mutter hatte ein schweres Leben. Die Söhne sind nette, tüchtige Bauern geworden. Eine alte Buchenhecke trennte unsere Grundstücke. Wir krochen hindurch und spielten miteinander in Haus und Garten. Auch die nächste Generation tat das. Karl-August, Gerold und Dieter mit Helmut Dählmann, der später Tierarzt in Wittmund geworden ist. Haus, Scheune und Stall sind abgerissen. Es war reithgedeckt und in Fachwerk gebaut. Jetzt heißt es da: Westeresch 3-13. Im weißen, aufgetreppten Haus, jetzt Gärtner Lux, wohnte unser Opa Diedrich Hanken, geb. Tabken aus Schmede bei Hatten. Meine Oma habe ich nicht mehr gekannt. Er hatte jetzt eine Haushälterin, Fräulein Borries, die ihn sehr, sehr gut versorgte, auch meinen unverheirateten Onkel Friedrich. Sie nannte die beiden Herren „Senior“ und „Junior“. Als sie 1918 an Grippe starb, kam ein Fräulein Roggemann zu ihnen. Onkel Friedrich heiratete sie bald. Sie wurde unsere Tante Dora. Sie hatten eine Tochter, unsere Cousine Helga, die später Paul Büchner heiratete. Er ist jetzt 1972 Oberstleutnant bei der Panzergrenadier-Division in der Clausewitz-Kaserne. Sie haben nach dem Krieg das Haus an Lux verkauft und auf unserem früheren Kornhof ein Haus gebaut. Das weiße, aufgetreppte Haus hat Diedrich Hanken gekauft, als sein Sohn Georg, mein Vater, 1896 heiratete. Dann wohnte Onkel Friedrich da, der Gemeindevorsteher. Jahrzehnte lang, seit 1896, war es das Gemeindebüro der Gemeinde Ohmstede. Ganz Ohmstede kannte es. Bornhorst, Etzhorn, Ipwege, Wahnbek bis Loyer Bahnhof, Nadorst, Ofenerdiek und Donnerschwee gehörten zur Gemeinde Ohmstede, und die alten Einwohner sind oft in diesem Haus gewesen. Außerdem waren Diedrich Hanken und Friedrich Hanken Standesbeamte von dieser Gemeinde, und die alten Ohmsteder sind hier getraut worden. Es gehörte ein schöner, baumbestandener Garten dazu mit einem hölzernen Gartenhaus, der Pavillon, und ein sehr großer Gemüsegarten mit Beerensträuchern und ein großer Hühnerhof mit einem Glaskirschenbaum. Zwischen diesem Grundstück und der Wirtschaft Siebels war eine hohe, rote Backsteinmauer, die mindestens 1,50 m hoch war.

Neben dem Haus unseres Großvaters stand, mit einem Gang verbunden, ein sehr altes, reithgedecktes Fachwerkhaus mit 3 Familien. während des Krieges 39-45 ist es abgebrannt. Onkel Friedrich verkaufte das Grundstück an Helmut Hanken, der darauf für seinen Sohn Klaus ein kleines Haus baute.

An der anderen Seite war die Wirtschaft Siebels. Es ist das Eckgrundstück Donnerschweer Straße - Butjadinger Straße. Das war eine gut gehende Wirtschaft, in meiner Jugend auch eine Kaffeewirtschaft. Oma Siebels war berühmt, so kann man es wohl nennen, wegen des guten Kaffees und ihrer Schinkenbrote. Im Saal waren Hochzeiten und Bälle. Die Ohmsteder Bauern verkehrten da. Donnerstags hatten sie da seit Jahren ihren „Schnackabend“.



Sonntagnachmittags wanderten die Oldenburger da hinaus, besonders viel Herren, die dann da Karten spielten. An der Grenzmauer waren unter schönen Buchen lauschige Lauben, wo Kaffee getrunken wurde. Mein Vater, mein Opa und Onkel Fidi gingen öfter 'rüber, auch die Männer der Familie Haslinde, auch die Angestellten der Brauerei, der Braumeister, der Buchhalter. Späterhin wurde die Wirtschaft immer einfacher. Als Carl Siebels und Frau gestorben waren und es ans Erben ging, war es mit der Wirtschaft vorbei. Und gerade jetzt, im Juni 1972, ist das Grundstück verkauft. Am 15. November 1972 ist es abgerissen, und bis jetzt 1974 ist es ein unbebautes Grundstück.

Mit der Familie Haslinde haben wir keinen Verkehr gepflegt. Sie waren Fremde, Hinzugezogene, sie verkehrten in einem anderen Kreis, waren auch katholisch, was damals ein Hindernis war. Der alte Haslinde, damals jung, hat die Brauerei gekauft und aufgebaut. Sie ist unter seiner Leitung groß geworden und hat einen guten Namen bekommen. Die Zeit brachte es mit sich, daß die Brauerei Haslinde mit der Brauerei Hoyer zusammengelegt wurde (Haslinde-Hoyer-Brauerei). Dann wieder, nach Jahren, ging sie in die Hände der Brauerei Haake-Beck, Bremen, über. Jetzt ist sie nur eine Niederlage der Firma. Auch das soll bald zu Ende sein. Von Bernhard und Heinrich Haslinde, den Söhnen, ließ sich viel erzählen, auch von Benno und Heinz Kreke, den Enkeln. Sie sind alle vier unverheiratet und ziemlich jung gestorben. Die Mutter war Maria geb. Haslinde und ist mit 93 Jahren am 21. Dezember 1969 gestorben. Ich habe sie fast 7 Jahre lang betreut. Ich bin dort ein Jahr vor ihrem Tod weggegangen, weil ich inzwischen auch 70 Jahre geworden war. Als Frau Kreke starb, stand auch die große Villa zum Verkauf, gebaut ca. 1890. Jetzt ist sie fast leer, ohne Mieter. Aber das Verkaufen scheint schwer zu sein. Die Besitzerin ist die Tochter, Frau Margot Ottmann, geb. Kreke, München.

Auf der Ecke Donnerschweer Straße - August-Hanken-Straße, also uns direkt gegenüber, stand und steht noch das weiße Haus, das zur Brauerei gehört. Mal wohnten dort, in meiner Jugend, der Buchhalter Blankenfeld und Frau (aus Berlin). Sie hatten keine Kinder. Trotzdem lief ich oft 'rüber und las ihr vor aus „Roland und Elisabeth“. Später wohnte der Braumeister Blank aus Süddeutschland da. Sie hatten drei Kinder: „die Babi, die Lina und das Finele.“ Und dann zog der Braumeister Ludwig da ein (1909 ?), die auch heute noch unsere Nachbarn sind. Nur wohnen sie jetzt in ihrem eigenen Haus gegenüber, und es sind nicht mehr die Eltern Ludwig. Sie sind beide tot, und der Sohn Fritz wohnt mit seiner Familie da. Kurt und Anneliese sind verheiratet. Wir und auch Ludwigs haben die Nachbarschaft gern gepflegt und sind immer in Verbindung geblieben. Jetzt sind die beiden Brüder Fritz und Kurt Juweliere in Oldenburg.

Das Grundstück auf der gegenüberliegenden Seite gehörte zur Germania-Mühle, die Jan Bakenhus ca. 1914 gebaut hat. Es war damals ein kolossales Gebäude, ganz aus Beton, was ganz was Neues war. Bakenhus war ein unternehmender Mann, für alles Neue interessiert. Ich war gerne bei ihnen im Haus. Die Tochter war etwas jünger als ich. Sie ist jetzt, vor 14 Tagen, gestorben, ver-

unglückt. Die Mühle ging später in die Hände von Fritz Hemmyoltmanns über und war eine sehr gutgehende Mühle. Als der Sohn sie übernahm, ging sie sehr zurück, und die Firma Büsing & Fasch (BüFa) hat sie übernommen. Auch die Fläche, die noch in den Händen von Lili Bakenhus ist, wird die Büfa übernehmen. Sie hat das Vorkaufsrecht. Auch unseren Gemüsegarten hat die Firma gekauft und auch das Zweifamilienhaus unserem kleinen Gartentor gegenüber. Ehemals wohnten da Krüder, Speckmanns, Familie Nikolaus und ein unsympathischer, grober, unehrlicher C. mit einer netten Frau. Die Firma Büsing und Fasch, Lack- und Chemische Fabrik „BüFa“, gebaut auf dem Ackerland von Bohlens Hof, vergrößert sich von Jahr zu Jahr.

Auf der vierten Ecke der Kreuzung ist das Grundstück von Hellmut Hanken, der Wiemkenhof. Als ich jung war, gehörte es dem Vater August Hanken. Es stand da ein altes Bauernhaus mit zwei Wohnungen, mit offenem Feuer, mit Schweinestall und Ziegenstall. Alles denkbar einfach. In der alten Scheune, die daneben stand und ziemlich verfallen aussah, wohnten auch zwei Familien, Kröger und Klockgether, und in dem kleinen Backhaus im Speicher, im Spieker, wohnte Tante Paul, die uns öfters im Garten half. Sie schlief auf altem Laub, das weiß ich noch. Die Scheune ist abgerissen. Der Speicher ist als Gartenhäuschen umgebaut, war aber später nur ein Abstellraum für Gerümpel und Gartengeräte. Das Bauernhaus ist ausgebaut, und August Hankens älteste Tochter Anna mit ihrem Mann, Tierarzt Köhler-Thüringen, ist eingezogen. Sie blieben nur einige Jahre und sind wieder nach Jena zurückgekehrt. Hellmut Hanken zog ein, der jüngste Sohn von August Hanken. Drei Jungs waren dann da, fast gleichaltrig mit Karls drei Jungs. Später sind Hankens in die Stadt gezogen. Das Haus ist vermietet. Jetzt 1972 ist der Wiemkenhof verkauft an die Firma Klaus-Gerd Hoes und wird schön ausgebaut. Ihr seht: Das alte Dorf ist nicht mehr da!

Nur ein altes Haus ist noch da: Die Gärtnerei Schumacher. Dieses Haus hat meine ganze Liebe, wohl weil es der Restbestand des alten Dorfes ist. Mit Sorgfalt und Liebe und viel Geld! hat Georg Schumacher es ausgebaut und erhalten. Von innen ist alles erneuert und modernisiert. Das alte Reithdach hat zwei neue Ausbauten bekommen. Die Rückseite hat einen kleinen Balkon bekommen, der immer mit Blumen geschmückt ist. Das ganze Haus erstrahlt in neuem Glanz: Eine eichene, moderne Haustür mit Oberlicht hat es bekommen. Ich bin Georg direkt dankbar, daß er mit soviel Verständnis für Tradition das alte Haus erhalten hat.

Eigentlich bin ich neidisch: Warum konnte unser Haus nicht so werden? Es war wirklich ein sehr, sehr altes Haus. Es gehörte zu den Ohmsteder Hausmannsstellen (Hanken, Bohlen, Wiemken, Schumacher). Früher war es eine Landwirtschaft wie unsere, nur sehr viel kleiner, mit Kühen und Jungvieh. Zwei große Weiden hat die Stadt für die neue Siedlung bekommen (jetzt Kniphauser Straße und die Ecke von Trommelweg-Mühlenhofsweg bis ca. Küstriner Straße). Diese Weide hatte zu Bohlens Hof gehört, sagt mir eben Georg Schumacher. Ein



Streifen Land neben dem Haus ist zur Verbreiterung des Mühlenhofsweges vom Grundstück abgenommen. Die Buchen, die auf dem Mühlenhofsweg stehen, standen in Schumachers Hecke. So schmal also war der Weg, ein Sandweg.

Das Haus hatte zu meiner Jugendzeit noch eine offene Herdstelle mit Feuerhaken darüber, unter der Decke ein „Wiemen“ mit Schinken und Würsten. Auch wir brachten unsere Schlachtereien zum Teil zum Räuchern dahin. Es stand im „Fleet“, später in der Küche ein langer schwerer Eichentisch, schwarz vor Alter und kostbar wegen des Alters. Ob er noch irgendwo steht? Eine Lehmziegel wie bei uns, mit Ställen an den Seiten wie bei uns. Nur alles viel kleiner. Fenster klein mit kleinen Scheiben.

Ich kenne noch eine ganz kleine Oma, die Ururoma des jetzt 8jährigen Gerd, mit gescheitelttem Haar und zwei winzigen, dünnen Zöpfchen über den Kopf gelegt. Die Uroma lebt noch, sie wird 90 Jahre. Sie wird gut umsorgt von ihrer Familie. Sie sitzt gesund in ihrem Stuhl am Fenster, aber der Geist hat schon sehr nachgelassen. Sie ist noch ein Stück aus der alten Zeit. Ihr Sohn Gerd ist im Zweiten Weltkrieg auf der Krim gefallen, vermißt. Mit diesem Gerd spielte meine Schwester Frieda. Aber als Gerd dann zur Schule kam, hatte man ihn wohl mit seiner kleinen Braut geneckt. Er sah dann immer nach der anderen Seite, wenn er bei uns vorbeikam. Frieda spielte auch mit Martha Schumacher, die etwas älter war. Sie konnte so schön Puppenkleider nähen, und Frieda sagte dann ganz bewundernd: „Oh, Martha, wo kannst Du dat!“ Eine Generation später spielte Karl Hankens Sohn Dieter mit Gerd Schumachers Sohn Georg.

Es stand noch ein Spieker, ein Speicher, auf dem Hof. Da wohnte Lühr Rastede mit Frau. Die Frau ging zum Flaschenspülen zur Brauerei. Er saß viel vorm Haus im Lehnstuhl, war er alt oder krank? Weil es auch bei Wöbkens auf der Nachbarschaft alte Leute gab, ist sicher manch kleiner Klönschnack gehalten worden. Gestern war ich drüben, hab' Oma Schumacher begrüßt und war im Garten und in den Gewächshäusern. Die Frauen (Georgs Mutter und seine Frau) waren mit Gemüse zum Markt, die Männer fleißig beim Hacken. Früher hatten sie Blumen zum Verkauf, viel Rosen, und einige Jahre liefen wir an Mutters Geburtstag (2. August) 'rüber über den Steg und holten einen Strauß Rosen mit Schleierkraut.

Von dem Balkon meiner Wohnung Stresemannstraße kann ich hinübersehen auf Georg Schumachers Gärtnerei und tue es oft. Ich freue mich dann über das schön gepflegte Land. Oma ist gestorben am 27. Mai 1973. Ich habe dies Georg Schumacher vorgelesen. Er sagt, sein Vater wäre von Pillau, Ostpreußen, nicht zurückgekommen. Vorher wäre er auf der Krim gewesen.

Als ich anfang, dies Buch zu schreiben, bin ich in Gedanken durch den Garten, dann durch die Seitentür ins Haus gegangen. Nun will ich vom Esch, Ecke

„Chaussee“, durch die große Einfahrt kommen. Ja, wir sagten nicht Donnerschweer Straße. Dieser Name ist erst in der Neuzeit entstanden. Bei uns hieß es „Chaussee nach Oldenburg“, eine schöne Klinkerstraße war es. Die große Einfahrt war ehemals ein weißes Tor. Es war fast immer geöffnet. Es war zu umständlich, es erst zu öffnen, wenn man rein- oder rausfahren wollte, und vom Esch kommend war es noch dazu ein spitzer Winkel. Rechts und links vom Tor standen zwei Blutbuchen und auch einige kleinere Bäume. Dann war rechts der Misthaufen, mal sehr groß, mal sehr klein. In späteren Jahren war er gepflastert, und links war die Kuhle zwischen der Chaussee, dem Weg (Esch) und Scheune, eingerahmt von vielen alten Eichen. Es war eine runde, flache Kuhle, nach Regenwetter natürlich sehr viel tiefer. Die Enten tummelten sich gern darauf, im Frühling auch Entenküken. Wenn man mit den Gespannen nach Haus kam und die Pferde dann anschließend zur Weide gebracht wurden, dann zog man erst mit ihnen an die Kuhle, um sie zu tränken. Die Kinder, nicht nur unsere, warfen gerne Steine und Stöcker hinein, zu unserem großen Kummer; man fischte auch Wasserflöhe, Frösche. Es war ein schöner Blick von der Straße über die Kuhle auf den Hof. Dahinter die breite Front des Hauses mit der großen, grünen Tür. Über dieser Tür stand G. Hanken 1865 (d. h. Gerhard, mein Urgroßvater, der von 1811 bis 1900 gelebt hat), darüber stand mit schwarzer Schrift auf weißem Stein das Wort:

Alles ist an Gott gelegen,  
Menschen richten wenig aus.  
Gieb o Herr nur deinen Segen,  
Dann ist wohlbestellt das Haus.

Dieser Spruch ist bei den vielen Hochzeiten von dem Pastor verwendet worden (Magda 1922, Dieter 1955, Hille Meinardus 1969). Der Stein ist nach dem Abbruch des Bauernhauses nach Bookholzberg gekommen. Ich hoffe er wird dort geehrt und man hat dort das richtige Gefühl, daß dieser Stein für die Familie Hanken einen bleibenden Wert besitzt. Kennt und ehrt man Tradition?

Von der großen Scheune zur linken Hand habe ich schon erzählt. Rechts stand der etwas kürzere und schmalere Schweinestall, der direkt auf der Grenze zu Bohlens stand. Es ist jetzt nicht gestattet, so zu bauen. Man muß, glaube ich, 1 m von der Grenze bleiben. Aber damals genügte es, wenn die Nachbarn sich einig waren. Er wurde renoviert, als ich jung war. Wann wurde er gebaut? Am Ende war eine Remise für den Kutschwagen. Wir hatten einen großen, wunderschönen Wagen, er hatte Platz für sechs Personen (für Eltern, vier Kinder und Opa). In meiner Jugendzeit stand da noch ein Schlitten: ein Pferdeschlitten und ein kleiner Handschlitten. Damit konnte man die Milchkannen zur Straße bringen oder den Torf aus der Scheune holen. Und der Jauchewagen stand da und die Schweinekästen. Am Ende vom Stall war ein Dach auf Stützen, darunter Pflüge und Eggen. Jetzt stehen da 18 Garagen. Die neue Zeit löst die alte ab.

Zwei weiße Sitzsteine befanden sich vor der Haustür. In dem Oberlicht fehlte

eine Scheibe für die ein- und ausfliegenden Schwalben. Durch die große grüne Haustür also kam man auf die große Viehdiele. Rechts und links hing an den Holzwänden das Pferdegeschirr und was damit zusammengehört, vielleicht Peitschen oder Tuae. Rechts waren zwei Kälberställe, darin je vier Kälber, und daran vorüber ging man in den Schweinestall, den ich eben schon von außen beschrieben habe. Rechts im Stall das Klosett, nicht etwa ein Wasserklosett, nein, ein Brett mit einem Loch, darunter die Jauchegrube. Weshalb ich diesen wichtigen, kleinen Raum erwähne? Um den Unterschied der alten und der neuen Zeit zu erklären. Wir gebrauchten weder das neumodische Wort Clo oder Toilette, nein, wir umschrieben es ganz bescheiden. Wir gingen „in den Stall“, „eben nach vorne“ oder ähnlich. Da will ich Vaters beide Worte erwähnen; das „Privé“ oder „Pademang“. Diese beiden Worte stehen sogar im alten Duden: das Appartement = Abort. Demnach waren sie wohl früher sehr gebräuchlich. - Dann schlossen sich rechts die Schweineställe an mit der langen Futterkiste, und links war die Waschküche und der alte Backofen und der Kochtopf für die Wäsche und, in einem anderen Einsatz, für die Schweinekartoffeln.

Links von der großen Haustür war die Geschirrkammer mit einer Hobelbank, die schon seit Generationen im Haus stand. Der Tischler (oder Zimmermann?) Gerd Wiemken, der 1776 seine Nachbarin Almuth Hanken heiratete und somit in den Hankenhof einheiratete, soll sie mitgebracht haben. Hier in der Geschirrkammer wurde viel herumgebastelt und genagelt, z. B. Forken und Harken wieder auf den Stiel gemacht oder „Tinnen“ = Zinnen = Zinken in die Harke eingesetzt. Da fand man die Pfadleine, da fand man Hammer und Zangen und Nägel und Schrauben und vieles mehr. Dann kommt man also links in den Pferdestall, der gleichzeitig der Stall für das Jungvieh ist. Vier Pferde konnten da stehen mit den Krippen für Hafer vor sich und den Heuraufen über sich. Vier braune Pferde mit schwarzen Mähnen und schwarzem, coupiertem Schwanz. Nur sehr selten hatten wir Pferde mit einem kleinen weißen Stern oder einem weißen Fuß, niemals mit einer Blesse. Im nächsten Laufstall war oft ein Pferd mit Füllen oder ein Enter. Auch an der Diele war in einem Laufstall ein Pferd mit oder ohne Füllen oder ein Enter. Es waren echte Oldenburger Pferde, eingetragen im Oldenburger Züchterverband, dem Verband der „Züchter des Oldenburger eleganten, schweren Kutschpferdes“, und sie trugen alle das Brandzeichen, das O mit Krone  auf der linken Hinterhand. Die Pferde waren damals sehr viel schwerer als die heutigen Pferde (Halbblut). Es waren schwere Arbeitspferde, während die heutigen mit einer leichten Rasse gekreuzt sind, weil sie als Reitpferde benutzt werden. In diesem Pferdeviehstall standen drei Reihen Jungvieh, vielleicht 40 Teile?, vor sich eine Vertiefung für das Mehl und für das Wasser, das dort aus einer Pumpe kommend vor ihnen entlang lief. Über dem Vieh war eine „Hille“ für das Stroh und auch der Hühner-Wiemen. Da saßen die Hühner auf ihrem Rick, und da waren auch die Legenester. Es war eine kleine Hühnerleiter nach draußen. - Hinten in der Ecke des Stalles war neben dem hinteren Ausgang zum Göpelplatz die Knechtekammer für die zwei Knechte.

Nun ist nur noch die Diele zu beschreiben. Die Diele ist das Kernstück des Hauses, sie ist das Herz eines Bauernhauses. Es ist eine große, weite Lehm-diele. Rechts von der Haustür kommend, stehen zehn bis zwölf schwarzbunte Kühe. Oft stand im ersten Stand ein Bulle, eine Deckbulle, ein bißchen furcht-erregend anzusehen, meine ich, oft einen Ring in der Nase und schnaufend oder brummend. Wir gingen immer in einem kleinen Bogen um ihn herum. Oft stand der Bulle im Laufstall. Zwei solcher Laufställe gab es an der linken Seite der Diele, eigentlich für Pferde mit Füllen oder Enter. Vor den Kühen war eine etwas vertiefte Backsteinrinne für das Mehl oder die Rübenschnitzel oder die blauen Kohlstrünke, beides auf der Rübenmaschine geschnitzelt, die auch auf der Seite an der Diele stand. Je zwei Kühe hatten ein kleines Selbsttränke-becken zwischen sich. Es gab in der Nähe der Pumpe ein großes Wasserbassin, was täglich vollgepumpt wurde, von da aus eine Leitung zu den Kühen. Dieser Pumpenplatz war der älteste des Hauses, denn einmal war das Hinterhaus neu gebaut und verlängert. Ein anderes Mal war das Haus vorne neu gebaut und verlängert, 1865. Aber der mittlere Teil blieb stehen. Man sah es auch an den uralten Trägerbalken und an den breiten Dielen auf dem Balken. Sie waren schwarz vor Alter. Hier bei der Pumpe wurden täglich die Milchkannen gewa-schen, hier hing das Melkzeug, hier in der Nähe stand die Rübenmaschine, und die Dreschmaschine wurde da aufgebaut, hier war der Ausgang zum Göpel-platz, hier war unter den Balken ein Hängebrett für die selbstgebackenen Brote. Hier waren Holzstangen, über denen die aufgequijeteten Bohnenbündel trockneten und aufs Auspuhlen warteten. Vor der Windfangtür hingen unter der Decke die Würste, die Speckseiten, die Schinken zum Nachtrocknen. Aus dem Ofenrohr der Wohnstube quoll im Winter der Rauch.

Auf der Diele standen im Sommer die beladenen Kornwagen, auch die vollen Heuwagen, wenn in der Scheune kein Platz war. Auf der Diele spielte sich alles ab, was mit der Landwirtschaft zu tun hatte. Von unserem Windfang aus konnte man durch die schöne Glastür die ganze Diele übersehen, durch die große offene Haustür sahen wir auf den Hofplatz und durch das Eingangstor auf die Chaussee und auf den Weg zum Esch. Wir konnten alle häuslichen Ar-beiten der Mägde und Knechte überwachen. Auch die Kinder konnten unter den Augen der Erwachsenen auf der Diele und dem Hof spielen. Man war immer im Bilde. Man sah seine Gäste kommen und diejenigen, die irgendetwas zu besprechen oder zu holen hatten. Wie eng ist alles in den heutigen Wohnun-gen. Wie frei und naturverbunden sind Eure Großeltern und Ahnen aufgewach-sen! Wenn ich die Erinnerung nicht hätte an Haus und Hof, wie vieles würde meinem Leben fehlen!

„Erinnerung, du bist die Patina am Erz des Lebens.“

Von den Dienstboten wüßte ich manches zu schreiben. Es gibt ein kleines Buch, in das Vater alles eingetragen hat seit 1896, dem Jahr seiner Heirat, die Namen und den Lohn. Viele Namen sind mir geläufig. Katinka König war seine erste Großmagd. Sie verdiente jährlich 150 Mark. Wilhelm Schiereck verdiente 45 rft. Dies Zeichen heißt Reichsthaler = 135 Mark. Vater schreibt Thaler mit h.



Manchmal steht da à Tag 1,- Mark oder à Tag 1,20 Mark. Friedrich Thies aus Tungeln als „junger Mann gemiethet“, muß alle Großknechtsarbeiten tun. (Ein „junger Mann“ hatte Familienanschluß und aß in der Stube.) Thies' hatten in Tungeln einen größeren Hof. Johanne Brun bekommt 50 Thaler jährlich, für jede Kuh, welche kalbt, erhält sie 50 Pfennig, solange alles gut geht. So wertvoll waren 50 Pfennig, daß es noch schriftlich vermerkt wird. Einmal steht dort: Erhält jährlich 120 Mark und wenn die Kühe mit allen vier Zitzen gut Milch geben, für jedes Kalb 50 Pfennig. Aus der Verwandtschaft waren Gustav Oldewage bei Vater in Anstellung (verdient 200 Mark jährlich) und Willi Tabken-Schmede (ein Vetter von Vater). Martha Ostermann heiratete Mutters Vetter Wöbken-Nadorst. Martha Hohlt und Marie Hagelmann, beide aus guter Familie aus Bornhorst, waren mehrere Jahre bei uns. (1914 95 Thaler = 285 Mark). Der Großknecht verdient 1914 400 Mark jährlich. Luise Hornbüssel (später Frau Theilen-Jeringhave) sagte, sie habe mir das Laufen beigebracht. Aber ich lernte auch das Laufen an der Hand meines 90jährigen Urgroßvaters Gerhard. (Ich aß dann Sand, und er ließ es geschehen). Zu Klampen-Apen sagte, er habe mich an den Haaren aus der Magermilchbalje herausgezogen.

Manchmal kamen auch Handwerksburschen durchs Dorf. Hans Toft aus Dänemark, Theologiestudent, unrasiert und etwas verkommen, hab' ich ihn in Erinnerung, bekam 6 Mark die Woche. Er blieb nicht lange. - Martin, still und bescheiden, ohne Strümpfe und Schuh, bleibt nur kurze Zeit. „Ich muß wandern“. - Max Löwenau bleibt 1 Monat - 6. Juli bis 9. August 1908. Nun, in der Heuernte war uns eine zusätzliche Hilfe ganz recht. Er war ein unangenehmer Mensch, ein Großmaul und aufhetzerisch. Mutter hatte Angst vor ihm. - Im Sommer hatten wir Soldaten zur Hilfe, das schrieb ich schon. Das hörte 1914 natürlich auf.

Mein Großvater Diedrich (Hanken) geb. Tabken (dein Ururgroßvater) ist es wert, daß man ihm eine Seite widmet. Er war uns immer ein lieber Opa, und ich habe nie gehört, daß Vater oder Mutter abfällig von ihm sprachen. Es war wohl ein recht gutes Verhältnis zwischen Jung und Alt. Er hatte 1864 die älteste Hankenstochter geheiratet, die Erbin. Er kam aus Schmede bei Hatten von einem großen Hof. Er hatte viele Geschwister. Sein Bruder Friedrich erbte den Hof. Es waren bestimmt noch vier Schwestern da. Ich glaube, es waren talentierte Menschen. Ich meine, daß Großvater Diedrich nicht viel Geld in die Ehe mitgebracht haben kann. Er hat wohl seine Tüchtigkeit, seinen Fleiß, sein Können mitgebracht, seine Zuverlässigkeit und seine Zufriedenheit. Kenne ich an ihm schlechte Eigenschaften? Nein. Ich glaube, er war für den Hankenhof ein Segen. Er hatte wohl auch einen guten Start. War sein Schwiegervater ein reicher Mann? Als er mit 18 Jahren auf der Stelle anfang, hatte er eine kleine verschuldete Stelle und viele Geschwister. Sein Vater Christian war verunglückt. Er hat für seine Tochter und den neuen Schwiegersohn das Bauernhaus zu rechtgebaut. Es hat damals eine neue Front bekommen, 1865 G. Hanken steht über der Haustür. Später 1868 und 1872 hat dieser Urgroßvater seinen zwei Töchtern Meta Frerichs und Anna Köster Aussteuern mitgegeben. In Großvater

Diedrichs Zeit fällt der Bau der großen Scheune, 1888. Damals, als mein Vater, Georg, klein war, hatte das Haus noch ein offenes Feuer und Alkoven. Großvater Diedrich hat alles erneuern lassen. Oder war es noch geldlich gesehen sein Schwiegervater? Er hat auch das Elsfl ether Land, das ich jetzt besitze, gekauft. Ich meine, er hat auch Hots Land gekauft. Waren es damals goldene Zeiten für die Landwirtschaft? Wir hatten den Krieg 1870-71 gegen Frankreich gewonnen, und Frankreich mußte Kontributionen zahlen. Seine Söhne, mein Vater Georg und mein Onkel Friedrich, haben zwar keine teure Ausbildung erhalten, aber sie gingen beide zur höheren Schule in Oldenburg. Als sein Sohn Georg, mein Vater, heiratete, 1896, hat er das große Jürgenssche Grundstück gegenüber der Brauerei gekauft mit dem weißen, aufgetreppten Haus, was dann sein Sohn Friedrich als Erbteil bekam. Er überließ meinem Vater, seinem Sohn Georg, einen schönen schuldenfreien Hof.

Diedrich Hanken geb. Tabken ist kurz nach seiner Heirat, schon 1865?, der Gemeindevorsteher der Landgemeinde Oldenburg geworden, später Gemeindevorsteher der Gemeinde Ohmstede. Sein Sohn Friedrich war sein Nachfolger. Sie waren nacheinander zusammen 65 Jahre Gemeindevorsteher von Ohmstede. Sie waren beide Standesbeamte der Gemeinde.

Nun das Persönliche: Meinen ersten Spaziergang, den ich unternahm, war sicher der Weg zu unserem Opa. In sein Gemeindebüro durften wir allerdings nur selten, da störten wir. Aber ich sehe ihn noch hinter seinem Schreibtisch sitzen, weißhaarig, mit einem kleinem, weißen Spitzbart, die runde Brille oft auf seine Stirn geschoben. Bevor er zu einem Schreiben ansetzte, machte er mit seiner Feder in der Luft viele kleine Bogen, und so entstand dann eine schöne Initiale. Er hatte eine schöne Handschrift. Wenn er fertig war, nahm er aus einer großen permutterfarbenen Muschel Sand, streute ihn über die Schrift, rüttelte ein wenig mit dem Blatt und ließ den Rest wieder in die Muschel fallen. Als er im Ruhestand lebte - lebte er jemals im Ruhestand? - kam er jeden Abend zu uns 'rüber, wenn wir beim Abendessen waren. Er saß im Lehnstuhl am Fenster und trank seine Tasse Milch, er zählte und ließ sich erzählen. Er hatte im Alter einen kleinen Rehpinscher, nachdem ihm sein weißer Spitz gestorben war. Der kleine Rehpinscher lief ihm voraus, er hatte ein winziges Glöckchen am Halsband. Dies Hündchen schlief zu seinen Füßen, denn Opa hatte Podagra, und die Wärme tat ihm gut. 1914 kam Opa oft mit einem wehenden Zettel in der Hand, der Rehpinscher voraus, und überbrachte uns die Siegesnachrichten. Wir warteten schon, wenn wir den Hund sahen. Er hatte, wenn er im Dunkeln zu uns 'rüberkam, eine kleine Handlaterne. Er rauchte eine halblange Pfeife und trug ein schwarzes Samtkäppchen mit bunter Stickerei. Er war ein würdiger, alter Herr. Er hatte eine sehr zufriedene Art. Als er in Oeynhausen zur Kur war, zusammen mit Magda, hat er gesagt: „Wer har dat dacht, at ick in Schmä de Schaap höde, dat ich noch mal na Oeynhusen kem.“ Als er mit 81 Jahren von einer zusammengebundenen Leiter fiel, er wollte die Telefonleitung von den Glyzinien befreien, brach er sich einige Rippen und ist nach einigen Tagen gestorben, 1920. Mutter sagte: „Och Opa, wi harn Di doch



noch so gern beholen.“ Er antwortete: „Is man god, is man god.“ Er hat wohl viel an seinen Schwiegervater gedacht, der mit seinen 90 Jahren einen etwas verwirrten Geist hatte und dadurch sich und seiner Familie eine Last war. Ich habe an Opas Beerdigungstag erschütternd um ihn geweint. Ich konnte mich nicht beruhigen. Er war der erste Tote, den ich bewußt erlebte. Er war gesegnet und sollte ein Segen sein, so ähnlich heißt das Wort seiner Trauerrede. Laßt ihn ein gutes Vorbild für Euch sein!

Es ist das Haus von Georg Hanken,  
das prächtig in Ohmstede steht.  
Es malen neu sich die Gedanken,  
wenn nun mein Sinnen heimwärts geht.  
Vor meinem Fenster Rosenblüten,  
ein Kirschbaum, schwer von süßer Last,  
die Eichen, die das Haus behüten,  
verkünden, daß man ehrt den Gast.  
Ein braunes Reitdach krönt die Mauern,  
drin eitel Fried und Freude wohnt.  
Glückliche, stolze deutsche Bauern  
mit herz'gen Kindern reich belohnt.

Lindner, Hannover, Einquartierung 1915

Von den Kriegen und ihren Folgen habe ich noch nicht geschrieben. 1914 bis 1918, 1939 bis 1945. Mit den Kriegen war ein schweres Unglück über die Welt gegangen, das niemand Segen gebracht hat. 60 Jahre ist es her! Ob ich mich zurückerinnern kann? Man nennt es schon Geschichte. Geschichtsunterricht würde es in der Schule heißen. Ein fernes Geschehen!

Ich fand mein Tagebuch, angefangen nachdem ich 1914 aus der Schule kam. Ich werde daraus abschreiben (in grüner Schrift), was für unsere Familie, unseren Hof, unser Dorf von Interesse ist.

Vater war damals (1914) 49 Jahre alt. Sein Bruder Friedrich, der Gemeindevorsteher, 44 Jahre, Karl war 14 Jahre. Die Männer aus unserer Familie wurden also nicht Soldat.

27. Juli: Tante Frerichs gestorben (Meta geb. Hanken, Omas Schwester).

29. Juli: Büscher Lebewohl gesagt (er war unsere Erntehilfe, Soldat), zur Kirche gewesen.

1. August: Kriegserklärung!

2. August: Erster Mobilmachungstag, Mutters Geburtstag, einen Strauß Rosen geschenkt, vom Gärtner Schumacher geholt.

Gerhard Gerdes, Georg Runken, August Schmidt, Gerhard Mehrens, Friedrich Bümmerstädt haben Lebewohl gesagt. Gingen sie schon am ersten Tag mit in den Krieg? Gerdes war Pächter vom Rennplatz, Runken war bei uns in der Landwirtschaft als „junger Mann“. August Schmidt ist Mutters Vetter, Mehrens und Bümmerstädt sind Landwirte in Waterende.

2. August: Großes Gewitter! Große Wolken purzelten übereinander. So was habe ich weder vorher noch nachher gesehen. Ein Abbild der Unruhe in der Welt. Hugo Hartung erwähnt es in seinem Buch über Breslau.

3. August: Vater hat Pferde taxiert auf dem Kasernenhof in Donnerschwee. Am Morgen hat unser Knecht Stiefel und Helme gefahren.

4. August: Vater wieder Pferde taxiert. Unser „Weißfuß“ und „Münsterländer“ mit in den Krieg (zwei Pferde).

5. August: Zur Kirche gewesen. Es stehen 5 Fuder Roggen auf der Diele.

7. bis 12. August: Einquartierung. Zwei Unteroffiziere, 12 Mann. Die Unteroffiziere schlafen in Karls Kammer. Die Mannschaft auf der Hille im Stall.

12. August: Abschied genommen von Bartels und Schmidt (die zwei Unteroffiziere). Am Abend haben sechs Soldaten, Knechte, Mägde, Magda, Karl und ich im Dunkeln im Stall gesessen, Handharmonika gespielt und gesungen. Molke-reidirektor Bolte sang: „Der König rief und alle, alle kamen. Ja, bis zum Tore dürft ihr mich begleiten, dann aber höret mit dem Weinen auf. Wenn Preußens Fahnen vor Paris erst wehen, kehrt' ich zurück. Lebt wohl, auf Wiedersehen!“ Sehr feierlich! Um halb ein Uhr sind die Soldaten abgefahren. Blumengeschmückt. Mutter hatte fünf Abende großes Essen auf dem lang durchgedeckten Windfangtisch: Bratkartoffeln, Spiegelei, Kartoffelsalat, Rührei, Wurst und Schinken, alles in großen Mengen für 14 hungrige Soldaten!

15. August: Kartengrüße aus Hude: Unteroffizier Schmidt, Bartels-Pammonel, Göhrde, Cordes-Oberlethe, Büsing-Hankhausen, August Schmidt schreibt aus Duisburg.

18. August: Magda hilft beim Haferfahren. Das letzte Fuder. Den ganzen Tag ohne Regen gemäht und eingefahren.

21. August: Mit Magda in der Stadt. Sehr leer. Keine Bekannten. Plötzlich hören wir von einer Riesenschlacht bei Metz, die 30 Stunden gedauert hat. Sieg! Die Stadt ist voller Fahnen, aus jedem Haus! Wir sind mit Hullmanns und Haakes zusammen. Nach Haus, erzählen. Unsere Mädchen auch zur Stadt. Es ist so voll, daß man nicht durchkommt. Musik und Lärm in den Häusern! Singen und Lärm in allen Straßen! Wir sehen Karl Rath, Ernst Heinen, Hans Hoyer in Uniform. (Rath und Hoyer sind bald gefallen). Georg zu Jeddelloh (später gefallen), Rudi Juckenack in Infanterieuniform (R. Juckenack war in 2 Kriegen 12 Jahre Soldat).

22. August: Krieg auch mit Japan.

24. August: Opa kommt mit Siegesnachricht 'rüber (30.000 Gefangene, 150 Geschütze), zur Stadt, viel Schüler, Seminaristen, alle in Artillerieuniform, Georg Ahlers (später gefallen).

Ja, alles eilte zu den Fahnen, die Primaner, die Seminaristen meldeten sich freiwillig. Alle waren begeistert. Es galt die Ehre des Vaterlandes zu retten. Man kämpfte für die Freiheit, für die Familie. Frankreich war unser Erzfeind. England fürchtete unsere Macht, unsere Weltstellung (wir die seinige). Die Ermordung des österreichischen Thronfolgerehepaars war der Startschuß. Magda und ich waren begeistert. Wir waren 16 und 17 Jahre alt. Ach, wären wir doch Jungs! Wir wären freiwillig mitgezogen! Mutter stand allerdings weinend auf der Diele, als unsere Einquartierung auszog. Ich fand es albern

von Mutter, daß sie weinte, anstatt sich zu freuen. Jetzt verstehe ich es und würde auch weinen.

26. August: Kurt Ludwig, damals 9 Jahre ist verschwunden.

27. August: Sieg auf Sieg! Antwerpen wird von Zeppelinern bombardiert.

30. August: Onkel Friedrichs Geburtstag: Mit ihm zur Kirche. Vater schreibt an Unteroffizier Bartels, Heinrich Bohlen-Havendorf (später gefallen), Georg Runken liegt krank in einem Lütticher Kloster!

1. September: Sieg!

2. September: Sieg! Die Glocken läuten eine halbe Stunde zum Gedenken an die Schlacht bei Sedan 1870.

3. September: Kurt Ludwig kommt aus Thüringen zurück, wohin er ohne Geld und Brot zur lieben Omi gereist war. Heimweh!

4. September: Sieg, Sieg!

9. September: Kurt Ludwig ist wieder weg, wird in Bremen aufgegriffen. Fritz Ludwig ist bei uns, während Frau Ludwig Kurt wiederholt. Vater ist Soldat (Braumeister bei Haslinde).

10. September: Sieg, Sieg!

18. September: Furchtbarer Sturm! Der Huntedeich ist gebrochen. Das ganze Vieh wird aus dem Ohmsteder Feld geholt, nach Haus oder auf unsere Wehe und Wöbkens Stroth (zwei Weiden ganz vorne im Feld). Unser Knecht hat 30 Stück Vieh nach vorn getrieben. Bei Nachbar Schmidt ist Hochzeit, als ich ihnen abends vom Deichbruch Bescheid gab. Die Männer suchen im Dunkeln ihr Vieh. Das ganze Feld ist unter Wasser.

24. September: Wir sind beim Kartoffelauspflügen. Rüdebusch und Hermann Martens sind gefallen (Bauernsohn aus Donnerschwee).

27. September: Mutter, Magda und ich besuchen August Fröhlje (unseren früheren Knecht) im Lazarett „Grüner Hof“, jetzt „Clubhaus“.

Hinrichs war verwundet, besucht uns. Sehr mutig! Er war unsere Erntehilfe.

Pakete geschickt an Büsing, August Schmidt, Unteroffizier Bartels, an Friedas Lehrer.

August Fröhlje ist wieder bei uns.

Ich könnte noch sehr viel aus meinem Tagebuch hier einschreiben, es würde wohl zu weit führen. Es sollte die Stimmung der damaligen Zeit wiedergeben. Einmal in der Woche haben wir die Beinverwundeten aus dem Lazarett: „Grüner Hof“, jetzt Clubhaus, Donnerschwee, ausgefahren. Das gab es nur in Oldenburg und Dresden. Dafür haben wir nachher den Friedrich-August-Verdienstorden bekommen. Fünf bis zehn junge Mädchen waren wir in Ohmstede. Wir wurden zum Kaffee eingeladen, mal bei Opa Diedrich, Gemeindevorsteher, mal bei Siebels, mal bei Sonnewalds. Bei uns haben wir den Kirschbaum geplündert. Den Verwundeten machte es natürlich Freude, mal aus der militärischen Umgebung herauszukommen, mal in der Familie und mit jungen Mädchen zusammen zu sein.

Ja, der Kriegsbeginn war aufregend, und es ist schön von Siegen berichten zu können. Und die andere Seite? Verlustlisten kamen heraus. Und es kam die

Schlacht bei Langemarck und Ypern am 11. 11. 1914, der Todessturm deutscher Kriegsfreiwilligen-Regimenter.

Ich war zu jung, um die Sorgen der Landwirtschaft zu sehen oder habe sie wieder vergessen. In der Stadt wurde gehungert. Man hamsterte auf dem Land. Wir wohnten 4 km vor der Stadt und waren die erste größere Landwirtschaft. Wieviel ist bei uns gehamstert worden! Aber geben konnten wir nur, wenn wir auf unrechte Art uns selber etwas erübrigten. Vielleicht gaben wir nicht alle Kartoffeln ab oder alles Korn, wie es sein mußte. Vielleicht butterten wir heimlich? Behielten wir Milch zurück? Die polizeiliche Kontrolle war scharf! Und Mutter war totunglücklich, wenn die Hamsterer bald durchs Gartentor, bald durchs Hoftor ins Haus kamen. Ich kann auch nicht sagen, daß wir dadurch reich geworden sind. Wir lebten nicht schlecht, aber auch nicht üppig. Wir waren Selbstversorger. Nur einmal hatten wir irgendetwas Unrechtes getan (das taten wir oft!). Waren wir angezeigt worden? Wir bekamen von da ab Brotmarken. Aber wir sind auch mit Brotmarken satt geworden: Karl, ca. 17 Jahre, fuhr mit unserem Sonntagswagen, vollgepackt mit Roggen, zur Mühle Mönnichhof (Moorriem) und kam vollbepackt mit Schwarzbrot zurück.

Ein junger Kriegsgefangener, ca. 19 Jahre, Fedor Garasew aus der Moskauer Gegend, umgänglich, freundlich, fleißig und recht gelehrig, war fünf Jahre bei uns. Er lernte dann aus Friedas Fibel und schrieb auf der Schiefertafel. Er verkehrte mit unserem Mädchen Anna Finke, das auch fünf Jahre bei uns war. Sie wollten heiraten. Es wurde nicht erlaubt. Als Ende des Krieges die russischen Gefangenen nach Haus fuhren, fuhr er heimlich mit. Das Heimweh war stärker.

Die Nachkriegszeit war die schwere Zeit: Zuerst die Revolution 1918. Es war gleichzeitig der Schluß des Krieges. Die Marine in Kiel machte den Anfang. Sie setzte den Großherzog Friedrich-August ab. Kaiser Wilhelm war nach Holland geflüchtet: Alle Werte und Ideale gingen unter! Unser geliebtes Vaterland! Die Soldaten, die jahrelang an der Front gelegen hatten, kamen abgerissen und hungernd zurück ohne Gewehre, ohne Kokarde, ohne Achselstücke, ohne Ehrenzeichen. Sie waren ihnen unterwegs von den Revolutionären abgerissen. Sie fanden nicht zur geregelten Arbeit zurück. Die Arbeiter- und Soldatenräte regierten. Es kam eine ungeordnete arbeitslose Zeit!

Es kam die Inflation. Etwas nie Gekanntes! Es war Vaters schwerste Zeit. All sein sauer verdientes Geld zerrann in ein Nichts! Waren es nicht siebzig oder achtzigtausend Mark? Das waren schwere Sorgen!

In diese schwere Nachkriegszeit fallen viele Festlichkeiten. Wir hatten an Vergnügen viel nachzuholen, falls man das kann. Die Ohmsteder Rennen, die jetzt in Rastede stattfinden, lebten wieder auf und mit ihnen die Rennbälle. Ich weiß, daß ich mal jeden Tanz getanzt habe, aber es war keiner älter als ich. Sie waren alle gefallen! Ich war damals 20 bis 22 Jahre. Karl, der ja zwei Jahre jünger war als ich, hatte noch manchen Freund.



1920 starb unser Opa Diedrich, wir haben ihn sehr vermißt! 1920 war auch die Hochzeit von Onkel Friedrich, Vaters Bruder, dem Gemeindevorsteher, mit Dora Roggemann, die ihm und Opa nach Tante Borries Tod den Haushalt geführt hat. 1921, 24. April feierten wir die Silberhochzeit unserer Eltern im Flur und zwei Stuben. Waren es nicht 30 bis 40 Personen? 1921, August, folgte die Verlobung meiner Schwester Magda. 1921 wurde Helga Hanken, jetzt Büchner, geboren. 1922 im Dezember war die Hochzeit von Magda mit ihrem Vetter Georg Hullmann, Ipwege, Diplom-Ingenieur. Es war zufällig der Tag, an dem vor 50 Jahren die letzte Hankenstochter Anna heiratete (Köster-Ofen), und Kösters schickten drei prächtige Chrysanthemen, was damals ein großes Geschenk war. Wir feierten mit 30 Personen im Flur.

Auch der Zweite Weltkrieg brachte dem Hof Kummer und Sorgen, wie allen Deutschen. Vater war 75 Jahre, Karl war 40 und wurde nicht eingezogen, seine Jungs waren noch Kinder. Ende des Krieges, Herbst 1944, wurde Karl-August noch Soldat, 16jährig! Ich sehe ihn noch mit dem kleinen Kindergesicht im grauen, langen Soldatenmantel. Er war bei der Flakabwehr und war in Leerort an der Emsbrücke, wo seine Mutter Käthe und sein Bruder Gerold (14 Jahre) ihn per Rad besucht haben. Gerold war ein kleiner, begeisterter Hitlerjunge, ein blondes Hankengesicht. Zum Schluß war er Jungzugführer, interessierte sich für jedes Flugzeug und kannte jeden Typ. Er verunglückte 1944 einen Tag nach Weihnachten auf der Tonkuhle (August-Hanken-Straße) beim Schlittschuhlaufen. Das war der schwerste Schlag, der meinen Bruder und seine Frau getroffen hat, dieser liebe, kleine Kerl und der Hoferbe! In meinen Lebenserinnerungen habe ich noch mehr darüber geschrieben. Als Gerold starb, war Dieter 11 Jahre (geboren 1934, 26. Januar). Ein richtiger, kleiner Pimpf. So nannte man die Jüngsten in der HJ (Hitlerjugend). Er war nun unser kleiner Bauer, denn Karl-August war der technisch Begabte und wurde Elektriker.

Schon einige Tage vorm Krieg wurde unser Schwager Gerhard Meinardus-Neuenbrok, Friedas Mann, eingezogen und hat den ganzen Krieg mitgemacht, im Feldzug in Frankreich bis Biarritz (am Golf von Biscaya). Er ist später in den Argonnen (oder Ardennen?) in englische Gefangenschaft geraten, 1944. Frieda wußte nicht, wo er war. Er hat ca. 12 Monate nicht geschrieben. Er hat es gut in England gehabt. Er kam 1946 aus England zurück. Vater fuhr oft nach Neuenbrok, um Frieda zu helfen. Sie hatte zwei kleine Kinder, 38 und 42 geboren. Als Hilfe hatte sie ein Mädchen und einen älteren Arbeiter.

Magda war 1943 in Berlin ausgebombt und abgebrannt. Ihr Mann Georg Hullmann war da Diplom-Ingenieur. Er wurde versetzt nach Breslau, die ganze Firma wurde dorthin verlegt. Er wurde Januar 45 zum Landsturm eingezogen, ca. 60jährig. Er ist nicht zurückgekommen.

Ich bin während des ganzen Krieges in Hildesheim gewesen, habe da meinem Onkel Karl Bode, Lehrer im Ruhestand, den Haushalt geführt. Wir sind am 22. März 1945 ausgebombt und bestohlen worden. Die ganze Stadt brannte. Es war

mein schwerstes Erlebnis. Im Juni 45 kam ich in die Heimat zurück. Als wir alle in Ohmstede waren, waren bereits die Engländer als Sieger da, die Kanadier.

Magda war mit ihrer Tochter Marianne aus Breslau geflüchtet, Januar 45. Nach langen Irrfahrten war sie Ende Februar bei mir in Hildesheim einige Tage, zwei oder drei. Ich habe sie nach einem Angriff, der gerade den Bahnhof traf, als ich sie zur Abfahrt dorthin brachte, in einen gänzlich fensterlosen Zug gebracht, der gerade unter Dampf stand. So fuhr sie Richtung Oldenburg-Ohmstede - Heimat. Marianne kam erst im Juni in Ohmstede an, auch über Hildesheim. Es kamen unruhige Zeiten. Die Kriegsgefangenen im Lager Rennplatz: Russen, Ukrainer, Polen waren freigelassen. Es wurde geplündert und gestohlen. Die Engländer in der Brauerei Haslinde sorgten für Ruhe und waren unser Schutz.

Wie war eigentlich das Kriegsende? Ich war ja damals nicht in Ohmstede. Ich kam von Hildesheim in eine sehr unruhige Heimat zurück. Man hatte auch hier allerhand erlebt. Vor Kriegsschluß hatten sich die deutschen Fallschirmjäger, jetzt leider eine gänzlich demoralisierte Truppe, aus Holland kommend, hier einquartiert. Tiefflieger kamen. Dann folgte Artilleriebeschuß, denn die feindlichen Truppen standen vor Oldenburg, von beiden Seiten kommend. Meine Ohmsteder Familie lebte im Keller, lagerte dort auf Stroh. Viele Bomben fielen am Hochheider Weg und bei der Kirche, deren bunte Fenster alle zerschlagen waren.

Am 8. Mai kapitulierte Deutschland. Die Kanadier zogen ein. Mit fünf großen Lastwagen fuhren sie auf die Diele und nahmen Besitz von Wohnung, Küche und Keller. Nur Karls und Käthes Schlafzimmer und das daran liegende Badezimmer standen der Familie zur Verfügung. Die Kanadier lebten als Sieger herrlich und in Freuden. Sie betrogen sich den Einheimischen gegenüber sehr korrekt. Das war in Ostdeutschland, wo die Russen einzogen, anders! Die Polen waren nun frei und fühlten sich als Herren des Landes, plünderten, stahlen, überfielen die Bevölkerung. Unser Pole Richard gehörte auch zu ihnen, während Carol (Szurgot aus Gotenhafen) ins amerikanische Heer eintrat. Dort herrschte Ordnung und ein geregeltes Leben. Bald zogen die Kanadier aus unserem Haus wieder aus und wohnten in der Brauerei.

In diese Unruhe kam ich hinein. Magda und Marianne waren schon ein bzw. zwei Monate eher gekommen. Alle waren wir mit unseren Nerven herunter. Bei mir äußerte es sich in Gallen- und Magenschmerzen. Ich wog 95 Pfund. Magda bekam Diphtherie mit nachfolgenden Lähmungserscheinungen. Auch Herz und Schilddrüse machte ihr zu schaffen. Wog sie ca. 90 Pfund? Bruder Karl und sein Hof bekam durch uns viel Lasten. Aber wie war das zu ändern? Marianne hatte einen guten Haushalt in Oldenburg gefunden, wo sie ein Jahr blieb. Ich schlief mit Karl August und Dieter zusammen, wo ja jetzt das Bett von Gerold leer stand. So ganz friedlich sah es selbst im Schlafzimmer nicht aus. Jeder hatte einen Knüppel bei sich im Bett, der eine ein Stuhlbein, der andere eine Wurstspiele. Ein Feuerhorn lag immer bereit. Karl August hatte eine Leitung

gelegt zur Kammer der Eltern. Die Ausländer im Rennplatzlager fürchteten wir über alles, Polen und Russen. Bellte nachts ein Hund, waren wir sogleich hellwach. Manchmal hörten wir weit weg ein Feuerhorn. Dann fuhr ganz leise ein Jeep der Kanadier aus dem Brauereihof heraus. Ja, jetzt waren diese Kanadier unsere Beschützer, und ihnen verdanken wir wohl, daß unser Haus und Hof nicht überfallen wurden. Man hörte aus der Umgegend die schrecklichsten Dinge. Die Polen richteten viel Unheil an. Nach und nach wurden wir alle ruhiger, und es regelte sich alles. Als am 25. Juni Helga Büchner ihr Kind erwartete, hat ein Kanadier sie mit einem Jeep behutsam zur Klinik nach Oldenburg gefahren. Friedrich wurde geboren.

Wir waren keine großen Hitleranhänger. Wir waren sehr unpolitisch, bis auf Magda Hullmann. Vater nahm allerdings die Radioberichte ziemlich kritiklos und freudig hin. Zwar ärgerte er sich sehr, daß z. B. der junge Carolus Sonnenwald, Ortsbauernführer, so viel Rechte hatte und ihm mal eine Versammlung aufgelöst hatte, ich glaube eine Stutbuchversammlung, die völlig unpolitisch war. Mutter ärgerte sich oft über die Nazis: Kämpfen, kämpfen! Ich will meine Ruhe. Sie konnte es nicht hören, das ewige Heil Hitler. Sie sagte gern ‚Guten Tag‘ und auch ‚auf Wiedersehen‘. Sie fand es auch nicht recht, daß sie den Mütterorden bekam wegen ihrer vier Kinder, ihrer Tochter gegenüber, die ja drei Kinder geboren hatte und zwei verloren hatte mit einem halben und dreiviertel Jahr.

Wir wußten nichts von Konzentrationslagern. Wann haben wir das eigentlich erfahren? Erst nach dem Krieg? Wir konnten es nicht mehr hören, dieses einmütige ‚Ja‘ im Reichstag, als ob es nur eine Partei gab, wie Hitler immer sagte. Das Großtuerische lag uns nicht. Wieviel Widerstandskämpfer es gab, davon hatten wir keine Ahnung. Wir hatten ehrlich von nichts eine Ahnung. Wohl von dem Judenhaß, aber nicht von dem Ausmaß. Es gab in Ohmstede keine Juden, und so haben wir uns mit diesem Problem gar nicht befaßt. Ich habe mal ahnungslos Hermann de Levy spontan herzlich begrüßt, mit dem Vater gern handelte und der oft bei uns war. Später wurde es mir klar, daß das ja verboten war. Er ist im KZ umgekommen.

Mein Bruder Karl gehörte zu einer gemeinsamen Sämaschine. Als eine neue angeschafft werden mußte, hatte man ihn und Trude Hanken ausgeschlossen, weil sie keine Nazis waren. Er war ganz weiß, als er das erfuhr. Die Politik wurde in die kleinsten persönlichen Angelegenheiten hineingetragen. Das sind nur kleine Beispiele.

Es fuhren weder Züge noch Autos. Fast niemand hatte ein gutes Rad. Mein eigenes war noch in Hildesheim. Magda und Marianne hatten ihre Räder in Schlesien den Russen überlassen müssen. Den Ohmstedern waren ihre Räder von der Diele gestohlen. Hätten wir eins gehabt, so hätten wir uns nicht getraut zu fahren. Wie vielen war das Rad einfach weggerissen, meistens von den Ausländern. Ich habe deshalb auch zu Fuß meine Schwester Frieda Meinardus in

Neuenbrok besucht, 16 Kilometer, und bin nach einigen Tagen zu Fuß zurückgegangen, traf Gott sei Dank einen Pferdewagen, mit dem ich von Etzhorn bis Ohmstede fuhr.

Auf dem Pferdemarktplatz in Oldenburg kamen die entlassenen deutschen Soldaten an. Weil aber keine Züge fuhren und keine Autos, mußten sie dann, müde und matt und zerlumpt, wie sie waren, noch 30 bis 40 Kilometer oder bis nach Butjadingen wandern. So sah man sie oft am Straßenrand liegen, auch bei uns in der Scheune. Täglich beköstigte Käthe fremde Männer und Frauen, die heimatlos geworden zu Bekannten wanderten. Auch Gerhard Meinardus, Friedas Mann, der mit dem zweiten Schiff aus englischer Gefangenschaft kam, kam auf dem Pferdemarkt an, wurde in Ohmstede mit Bratkartoffeln und Spiegelei beköstigt, und weiter ging's nach Neuenbrok. Auch Walter Oltmann, Käthes Schwager, kam so zurück; und weiter ging's zu Fuß nach Schweewarden (Nordenham).

Eines Tages fuhren zwei Planwagen auf den Hof. Sie kamen aus Hinterpommern, 11 Personen, alle irgendwie miteinander verwandt. Sie wurden von Karl und Käthe freundlich aufgenommen, sie wohnten in der Scheune. Sie hatten Säcke voll Mehl mitgebracht, einige Seiten Speck, Schmalz, Faß Sauerkraut, Betten und Decken. Es waren Leute, die sich gut einzufügen wußten. Kochten auf einem Benzinkanister auf dem Hof, mittags kochten sie in unserer Küche, wenn wir fertig waren. Sie durften sich Pferdewurzeln vom Acker holen, sie blieben wochenlang. Die 16jährige Tochter bekam bei uns Typhus. Sie lag erst in unserer guten Stube, kam dann ins Krankenhaus Wehnen. Die Mutter besuchte sie zu Fuß.

Auch in Neuenbrok gab es schwere Tage: Tieffliegerangriffe. Frieda und ihre kleinen Kinder hatten mit den Nachbarn eine Nacht im Moor verbracht. Ein anderes Mal hatte der Gefangene (Franzose) die Kinder in die Grope gelegt und sich darüber, um sie vor Tieffliegergeschossen zu schützen. Das war für alle eine unruhige schwere Zeit!

Über fünf Jahre Verdunkelung, fünf Jahre Sirenengeheul: Feindliche Flugzeuge überflogen uns. Man saß im Dunkeln und wartete auf die Entwarnung. Fünf Jahre Kriegsnachrichten, gute und böse. Fünf Jahre Hoffen auf einen Sieg. Und dann das Wissen um ein schlechtes Ende! Wer ist nicht zurückgekommen? Einige Namen fallen mir jetzt nach dreißig Jahren ein:

Gerhard Schumacher (Nachbar) bei Pillau - Ostpreußen, vermißt

Gerd Dähmann, junger Nachbarssohn

Otto Hanken vor Leningrad

Erich Meiners (Mehrens Adoptivsohn), Waterende

Heinrich Bümmerstädt, Waterende, von Bombe erschlagen vorm Haus

Freels Sohn, Waterende, Jurist

Hans-Hermann Hullmann, Wahnbek, von Bombe erschlagen vorm Haus

Heinz Courth, Etzhorn (Gustav Hullmanns Schwiegersohn)

Dirk Harms, Etzhorn (am Sender), 17 Jahre  
Rudolf Hankens Sohn, Nadorst, sehr jung  
Frau Meskemper von Bombe erschlagen  
Frau Middendorf, Kleiner Kuhlenweg, von Bombe erschlagen  
Vetter Herbert Wöbken, Neuenbrok, im Baltikum vermißt  
Schwager Georg Hullmann bei Breslau vermißt.

In Kleinbornhorst ist im Laufe des Krieges aus jedem Haus jemand gefallen. Frieda erzählt, daß es auch in Neuenbrok so war. Euch, die Ihr es jetzt lest, werden diese Namen nichts sagen. Aber Ihr fühlt doch, wieviel Not im Land war. All diese gesunden Männer waren Väter und Söhne und wurden schmerzlich von der Familie in der Heimat vermißt. Teils waren sie auch die Erben ihrer Höfe.

Ihr möget niemals so etwas erleben!

Ich hatte einst ein schönes Vaterland!  
Da liegt das Saitenspiel. Ich hab's zerschlagen.  
Wenn sie mich draußen nach der Heimat fragen,  
ich winke müde, müde mit der Hand:  
Ich hatte einst ein schönes Vaterland!

Meinen Vater (Georg Hanken) habe ich noch gar nicht erwähnt, und er ist doch ein so wichtiges Glied in der Kette Eurer Vorfahren. Geboren wurde er 1865, 15. März. Ich glaube er hatte zusammen mit seinem Bruder Friedrich eine schöne Jugend, denn sein Vater Diedrich war ein reger Mann, seine Mutter, Helene, geborene Hanken, eine tüchtige Bauernfrau. Und dann war da noch deren Vater, der Altbauer Gerhard, der zunächst noch der Verantwortliche war. Ich glaube, daß Vater nicht nur viel arbeiten mußte. Er durfte reiten, hat manches kleine Rennen in Ohmstede mitgemacht. Er oder sein Vater hatte das Pferd ‚Liliput‘ vom großherzoglichen Stall gekauft. Das Bild hing immer in unserem Flur. Er hat Pferde zur Weltausstellung nach Chicago gebracht und da ein halbes Jahr im Stall gelebt. Er hat im Auftrag des Züchterverbandes Bismarck zwei Pferde mit Füllen zum 80. Geburtstag nach Friedrichsruh bei Hamburg gebracht. Er hat zwei Zigarren bekommen. Graf Ranzau, Bismarcks Schwiegersohn, hat sie ihm überreicht, die eine zum Sofortrauchen, die andere in einer Glasröhre zum Aufbewahren. Wo ist sie geblieben? Ich glaube in den Wirren des letzten Krieges ist sie verloren gegangen. Bismarck war dann sein Ideal.

Vater war jahrzehntelang Obmann des Pferdezüchterverbandes „Verband der Züchter des schweren, eleganten Oldenburger Kutschpferdes“. Auch hat er mit Herrn Thienemann, Schwei, eine Pferde- und Viehversicherung gegründet, 1924, die noch heute besteht. Er gründete in schlechten Zeiten eine ‚Feuerversicherung auf Gegenseitigkeit‘, dem Landbund angegliedert. Auch gründete er eine Bullenhaltungsgenossenschaft. Er handelte viel, kaufte Bullen in Butjadingen, kaufte Stroh in Süddoldenburg, um es nach Butjadingen zu verkaufen. Er

kaufte Vieh auf für die Feindbundlieferung mit Hermann de Levy und vieles mehr (nach dem ersten verlorenen Krieg).

Vater war sehr fleißig. Er war morgens früh auf. Er war immer der erste bei der Heuernte, bei der Roggenernte und der Haferernte. Er war sehr gesund, war nie krank! Vater war ein sehr geselliger Mann, hatte gern Besuch von Nachbarn und der Familie, war recht lebhaft. Aber mit Städtern verkehrte er nicht gerne. Er teilte einfach nicht deren Interessen. Er las keine Bücher, nur gern die „Oldenburger Nachrichten“, auch wohl Fachzeitungen: Das „Landwirtschaftsblatt“. Er war ein sehr sparsamer Mann. Manche nennen ihn geizig. Ich bin nicht der Meinung. Als Kind und junges Mädchen dachte ich es vielleicht, jetzt denke ich, wären sie nur wie mein Vater! Vater hatte, glaub ich, nicht viel Verständnis für Kinderart. Mutter war da wohl die Ausgleichende. Aber welches Kind ist wohl mit der Erziehung zufrieden. Wir Kinder waren (und sind) doch alle ein wenig ‚anti‘. Jetzt, aus der Sicht meines Alters, meine ich: Es war alles gut und recht.

1896 hat Vater Mathilde Wöbken aus Bornhorst geheiratet, die Tochter aus einem ihm seit seiner Jugend bekannten Haus. Er verkehrte mit ihren Brüdern. Es wurde eine recht gute Ehe. Natürlich war man nicht immer derselben Meinung. Aber sie hatten beide die gleichen Ansichten, sie zogen am selben Strang, wenn es um den Hof, um die Arbeit, um die Kinder ging, auch um Geselligkeiten? Mutter tanzte gern. Vater nicht. Und Vater sagte, als Mutter starb, zu der Krankenschwester: „Schwester, wir haben uns nie erzürnt.“ Ja, sie haben sich aufeinander eingestellt, wie es sein muß.

Vater und Mutter hatten einen schönen Verkehrskreis mit Wöbkens-Kleinbornhorst, Mehrens-Waterende, Sonnewalds-Loyerende, Springer-Rennplatz. Mutter hatte ein großes Kränzchen. Auch ein Cousinenkränzchen. Vaters Cousinen und die Frauen seiner Vetter von Tabkens Seite. Mutter war sehr gastfreundlich, Vater auch. Das war damals bei den gutsituierten Landwirten so Sitte.

Als der Sohn Karl, Euer Großvater, 1927 heiratete, wollten die Eltern dem jungen Paar Platz machen. So hatten es auch deren Eltern getan, und jeder war gut damit gefahren. Vater pachtete die ca. 5 ha große Hammheide-Großbornhorst. Da haben wir fünf schöne Jahre verlebt. Mutter konnte da nach Herzenslust ihren kleinen Vorgarten bearbeiten. Vater war nicht aufs Altenteil gesetzt, und so war jeder zufrieden. Karl und Käthe kamen mit ihrem Erstgeborenen, Karl-August, dann mit Gerold. Und sonntags kam viel Besuch: die Ohmsteder Bauern machten ihren Sonntagsspaziergang eine halbe Stunde, mancher kam mit dem Rad, die Verwandten kamen, um sich dieses kleine Idyll hinten in Großbornhorst anzusehen. - Nach fünf Jahren bauten wir ein kleines Altenteil in Ohmstede an, und man zog wieder auf den Hof. Es war sehr bescheiden, denn inzwischen hatte die Inflation das Geld aufgezehrt! Wir Töchter suchten uns eine Anstellung. Das Verhältnis zwischen Alt und Jung war gut, jeder mußte Rücksicht nehmen, und man tat es.



Mutter ist im März 1943 ins Krankenhaus gekommen. Sie hatte einen Tumor an der Leber und Leberschrumpfung. Die Krankheit heißt Zirrhose. Daran ist sie am 7. Juli 1943 gestorben. Mutter hatte in den letzten Jahren ein Gallenleiden. Sie war zwar eine große stattliche Frau (sie wog in guten Zeiten 174 Pfund, Vater 176 Pfund), aber sie hatte viele kleine Leiden. Sie litt an Schlaflosigkeit, Darmträgheit, Gallenschmerzen, Rückenschmerzen und ähnlichem. Als Mutter starb, war Vater sehr allein. Er hatte es bei Sohn und Schwiegertochter recht gut. 1945, Kriegsende, kam seine Tochter Magda Hullmann aus Breslau, wo sie mit Tochter Marianne vor den Russen flüchtete, und hat ihn betreut. Als er ca. 80 Jahre alt war, setzte bei Vater eine Verkalkung ein. Er war sehr vergeßlich, auch schwerhörig. Er erinnerte sich an vieles nicht mehr, wußte zum Schluß oft nicht mehr, daß er in seinem alten Bauernhaus war. Er war ein kleiner, alter Mann geworden, zwar noch körperlich gesund, aber sein Geist war nicht mehr aufnahmefähig. Er starb mit 91 Jahren am 29. Dezember 1956 an Altersschwäche.

Es ist der 2. August 1973.

Heute vor 100 Jahren wurde Mutter geboren: Mathilde Auguste Wöbken. Eure Urgroßmutter ist es. 100 Jahre! Sie wuchs im engen Kleinbornhorst auf, zusammen mit vielen Geschwistern, von denen viele sehr klein gestorben sind. Nur fünf wurden erwachsen. Ihre Mutter ist früh gestorben (geb. Hespe-Wüsting). Der Vater Martin Wöbken, gebürtig in Nadorst, hatte diese Dettmersstelle geerbt. Er hatte neben seiner Landwirtschaft eine Dorfwirtschaft und einen kleinen Lebensmittelladen. Im Sommer kehrten die Bauern dort ein, die im nahen Feld heuten. Im Winter kamen auf Schlittschuhen die Oldenburger übers zugefrorene Feld. Die Winter waren damals härter. Sie wärmten sich am offenen Feuer wieder auf und tranken ihr Bier.

Bornhorst liegt eine halbe Stunde von Ohmstede entfernt, dazwischen liegt der hohe Bornhorster Esch, die Arnstede (die Ernte-Stätte). Wohl 100 Meter vom Hof entfernt liegt der Stroth, eine kleine idyllische Entenkuhle, die auch Wöbkens gehört. Es war wohl die Tonkuhle der Ziegelei, die vor Jahrhunderten dort stand. Ganz in der Nähe ist die Quelle, der Born, nach dem der Ort seinen Namen bekommen hat. Hier holte der großherzogliche Hof in Oldenburg in früheren Zeiten das klare Quellwasser, das Trinkwasser. Mutter wußte es noch. Und dann, ganz in der Nähe, das große Feld: Wiesen bis zur Hunte! Mutter kannte ein Gedicht, und ich hab es von ihr gelernt. Es hieß ‚An de Bäke‘. Dabei hat sie wohl an diese Wiesen und ihre Gräben gedacht:

„Sett di bi mi an dat Öwer,  
lat us mal in't Water sehn.  
Weeßt du noch, dat wi as Kinner  
jümmer dat so gerne deen?  
Wullt de Moder uck nich hebbben,  
hebbt wi't faken stillken dahn,  
ken Pläseer gung us daröver,  
kun'n wi an de Bäke gahn.“ usw.

Gegenüber vom Hof wohnte ihr Onkel Haase. Er war Drechsler und drechselte auch Kinderwiegen. Fünf Minuten entfernt, am Anfang vom Moorweg, Straße nach Moorriem, wohnte der alte Oeser, der ein kleines Karussell besaß, mit Kutschen und springenden Pferden und Perlvorhängen. Damit besuchte er die Jahrmärkte, noch heute ist es auf dem Kramermarkt. Im Winter wurden die Perlvorhänge geflickt, und Mutter und die Dorfkinder bekamen manche schöne Perle geschenkt. Dann wohnte da „Kreyen Jan“, der Aale im Feld angelte. Er verkaufte später auch noch seine grünen Aale in Ohmstede an Mutter. Der Milchfuhrmann Diederichs wohnte auf der Nachbarschaft. Vier Generationen haben die Milch zur Molkerei gefahren. Erst mit zwei dicken Pferden, jetzt mit dem Trecker. Haasen-Lenchen (Frau Wöbken geb. Haase), Mutters Cousine, war im Dorf eine Persönlichkeit.

In Bornhorst gibt es viele Hausnamen: Wöbkens wurden Dettmers=Deppens genannt. Meine Mutter war Deppens Mathilde, ihr Vater war Deppens Marten. Dettmers Haus hieß „Kreyen“, Hermann Wöbken nennt man Haasen Hermann, Hots war Schöpers Hus.

Das ist Mutters geliebte Heimat! Ich habe euch wohl ein kleines Bild von Euern Urgroßeltern gezeichnet. Herr Pastor Bruns hat bei der Trauerfeier Mutters Leben und Denken sehr gut gezeichnet. Er legte der Predigt das Petruswort zugrunde: „Der verborgene Mensch des Herzens, unverrückt mit stillem und sanftem Geist, das ist köstlich vor Gott“, und ging näher auf ein kleines Gedicht ein, das Mutter lange aufbewahrt hatte.

Wie's drinnen, so ist's draußen auch.  
Ist's innen licht und hell,  
so dünkt die Welt dir lieb und schön,  
ein reicher Freudenquell.  
Wer Nacht und Trug im Busen hegt,  
sieht immer Nacht und Trug.  
Wer Gott im tiefsten Herzen trägt,  
sieht ihn im Weltenbuch.

Emil Rittershaus

Ca. 50 Kränze schmückten den Sarg. Wir Kinder legten einen Kranz von selbstgepflückten Wasserrosen von der Reith auf das Grab. Ca. 200 Personen, viele Frauen (denn die Männer waren im Krieg oder gefallen) waren ihr zur Ehre in der Kirche versammelt.

Ja, und jetzt ist es mit dem Hof zu Ende. Wie kam alles? Der Krieg war verloren. Aus dem Osten kamen viele, viele Flüchtlinge. Die unversehrte Stadt Oldenburg nahm sie auf. Sie alle mußten untergebracht werden. Es mußten Wohnungen gebaut werden. Zweitens wurde Oldenburg Garnison für die englischen Besatzungstruppen. Es mußten Kasernen gebaut werden, dazu Wohnungen für die Offiziere und Unteroffiziere, die ihre Familien aus England herüberholten. Es mußte eine englische Schule gebaut werden. (Flötenteichschule.) Der Staat und die Stadt kauften Land auf. Der Ohmsteder Esch und das daran grenzende Land schien ihnen wie geschaffen dafür.

Dieter, der ein aufgeschlossener Jüngling war, modern eingestellt, konnte mit dem zerstückelten Hof nicht viel anfangen. Er wollte großzügiger wirtschaften. Mein Bruder, Euer Großvater, hat manche schlaflose Stunde, oder sage ich schlaflose Nacht gehabt und immer alles wieder durchdacht, bis er zu dem Entschluß kam, den alten Erbhof zu verkaufen und einen rentableren für Dieter wieder zu kaufen. Ich war tief erschrocken, als er mir das mitteilte. Verkaufen? Unseren Hof? Ja, weißt du einen besseren Ausweg? Nun, ich wußte keinen. - Und so ging alles seinen Lauf.

Am 24. August 1954 wurde der Kaufvertrag zwischen der Bundesvermögensstelle, dem Staat, und den beteiligten Landwirten abgeschlossen. 24 ha auf dem Esch wurden verkauft, davon gehörten 10 ha zum Hankenshof. Der letzte Roggen, die letzten Kartoffeln werden geerntet. Der weiße Sand vom Innern liegt schon auf der Ackerkrume und roter Lehm. Eines Tages stehen eine Bau- bude und ein Kran dort. Was wird gebaut? Ein britisches Verwaltungszentrum, Kasernen, u. a. werden hier etwa 100 Wohneinheiten entstehen. Eine Großbau- stelle: Aufgewühltes Gelände. Für uns Ohmsteder ein harter Anblick! Der schöne, schöne Esch! Hatte die Stadt nicht beteuert: „Der Esch soll die Lunge Oldenburgs bleiben“?

Nun trat auch die Stadt an uns heran. Sie wollte eine Mustersiedlung bauen und gebrauchte dafür den Riesjen und den Kornhoff am Mühlenhofsweg, die ja mit der Rückseite aneinanderstoßen. Wieder starke Verhandlung, man drohte mit Enteignung. Der Riesje und der Kornhoff werden verkauft, 5 ha. Es entsteht hier eine schöne Wohnsiedlung: Friedrich-Ebert-Straße, Friedrich-Naumann- Straße, Stresemannstraße. In der Stresemannstraße habe ich eine kleine Miet- wohnung, 36 m<sup>2</sup> im 3. Stock. Es ist mir ein richtiges Zuhause geworden. Ich habe einen freien Blick über mein geliebtes Ohmstede, über diese Wohnsied- lung, über die Huntewiesen bis zum Blankenburger Holz. Am 1. Oktober 1957 bin ich dort eingezogen.

Bevor dies alles geschah, hatte mein Bruder, Euer Großvater, ein anderes Ziel. Es war ein zähes Ringen, den Hof zu erhalten und zu verschönern. Und ich bin, während ich dies schreibe, ganz gerührt, wie schwer es mein Bruder gehabt hat, wie er gerungen hat um diesen Hof: Er kaufte zwischen der Weide, dem Mühlenhofskamp und Hots Land von der Erbin des Bohlenhofes Bohlens ‚Esch- kamp‘ hinzu, so daß er eine große, zusammenhängende Fläche besaß: der Esch, Hots Land, der Eschkamp, der Mühlenhofskamp. Er baute noch auf. ‚Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen‘. Aber die neue Zeit überrollte ihn. Ist es nicht eigentlich erschütternd? Und wenn mein Bruder manches kleine Leiden hatte: zu niedrigen Blutdruck, Schlaflosigkeit, stete Müdigkeit, mal Herz- und Kreislaufbeschwerden, auch Magenschmerzen usw., so sind es wohl die Folgen seiner vielen Sorgen. Ich möchte es immer wieder betonen, damit seine Nachkommen alles verstehen und alles verzeihen, wenn sie fragen, warum ist der alte Hof verkauft. Er ist nicht leichtsinnig vertan!

Nun mußte unser kleiner Bauer Dieter seine neue Stelle bekommen. Der „Ohlebusch“ bei Bookholzberg wird gekauft, eine geschlossene Stelle mit 23 ha Ackerland (September 1954). Am 1. April 1955 übernimmt Dieter den neuen Hof. Mein Bruder mußte seine Ausgaben wohl berechnen. Der neue Hof, Dieters Aussteuer, eine neue Scheune, Trecker mit Gummiwagen, eine Dreschmaschine, Düngerstreumaschine, Küche, Möbel und vieles mehr verschlangen schon sehr viel.

Der Gemüsegarten wurde an die Firma Büsing und Fasch verkauft, auch das Zweifamilienhaus an der Straße, das mein Bruder mal dazugekauft hatte. Es blieb der Rumpf des Hofes zurück. Es fand sich lange Zeit kein Käufer. Im März 1970 kaufte der Architekt Peter Franssen die Hofstelle. Der ganze Garten war weiß von Schneeglöckchen. Ich traf Herrn Franssen dort an. Wir trafen uns beim Schneeglöckchenpflücken; ich die letzten, er die ersten vom neuerstandenen Hof. Und ich hab' ihm ans Herz gelegt, er möge etwas schönes daraus machen. Er versprach es.

Am 12. Januar 1971 wurde der Hof abgerissen. Ich war gerade da, als die Mauern der Scheune stürzten. Herr Franssen hat viele Bäume geschlagen und hat viele stehen lassen. Er hat dort 18 Häuser gebaut. Die Straße auf dem Grundstück heißt „Im Hankenhof“. Mein Bruder baute auf der nebenanliegenden Weide zwei Häuser, eines für sich, eines für seinen Sohn Karl-August und seine Familie.

„Wir alle sind nicht wir, sondern hängen mit unserem Sein und Tun von denen ab, die vor uns waren.“

Nachtrag aus meinen Lebenserinnerungen, geschrieben Februar 1945

Unser Gerold. Unser kleiner Hoferbe.

Weihnachten 1944 war für ganz Deutschland ein stilles, trauriges Fest. Es war die 6. Kriegsweihnacht. Es war große Not im Land. Die Männer und Söhne standen an den Fronten. Und viele, viele hatten ihr Heim durch Bombenangriffe verloren. Im Ohmsteder Haus saßen alle friedlich, dankbar und gesund beieinander. Wenigen war so ein schönes Fest beschieden. Karl-August war mit 16 Jahren bei der Flak in Leerort und war einige Tage auf Urlaub. Gerold, der gerade Jungzugführer geworden war, war stolz auf dieses neue Amt. Er und Dieter trugen mit Freude ihre neuen weißen Pullover, die ihre Mutter ihnen gestrickt hatte. Es waren helle schöne Wintertage, mit Schnee und Eis, und die drei Jungs spielten mit der Dorfjugend Hockey auf der Tonkuhle (August-Hanken-Straße, früher Ziegelei). Abends fuhr Karl-August wieder nach Leerort. Gerold brachte ihn zur Bahn nach Oldenburg. Am nächsten Morgen, am 28. Dezember, war Gerold nochmal auf der Tonkuhle, ist ins Eis eingebrochen und sogleich ertrunken.

Unser geliebter, sonniger Gerold! Ja, was konnte es Schwereres geben, als die-



sen geliebten, sonnigen Jungen zu verlieren? Sein Vater weinte und weinte! Gerold war ein richtiger Bauernjunge, hatte nach Hankens Art blonde, sträh- nige Haare, die ihm manchmal etwas ins Gesicht fielen, etwas sommerspros- sige Haut und war schlank und kräftig. Auch fing er schon an, im Denken und Arbeiten ein kleiner Bauer zu werden. Er sollte doch später der Hoferbe wer- den, weil Karl-Augusts Interessen auf technischem Gebiet lagen. Wir freuten uns oft über seine offene, freundliche Art, mit der er sich die Herzen aller er- warb. Er hatte so etwas Unkompliziertes an sich. Ging ich weg, sagte er: „Grüß auch schön“. Kam ich zurück, fragte er: „Na, wie war's. War's auch kalt?“ So ähnliche, freundliche Worte hatte er stets zur Hand. Unser ukrainisches Mädchen sagte mal: „Ich bin drei Jahr hier. Niemals hat Gerold ein böses Wort zu mir gesagt.“ Ein großes Lob für einen 14jährigen Jungen! Man hatte bei ihm sogleich den Eindruck eines umgänglichen, aufrechten Jungen. Kam ihm aber jemand zu nah, wollten ihm die Brüder vielleicht eins seiner Spielsachen neh- men, so konnte er sich sehr zur Wehr setzen, so sehr, daß man ihn zur Ruhe er- mahnen mußte.

Dieter nutzte diese Eigenschaft aus, neckte ihn oft, und Gerold wurde bald sehr böse, wie Dieter es wünschte! Ein rechter Junge läßt sich auch nicht alles gefallen! Er war schon immer ein kleiner, fleißiger Kerl. Als kleiner Junge, 5 Jahre?, fegte er die Diele mit dem Strauchbesen rein. Karl-August saß lieber in der Stube. Gerold rief ihn oft, aber Karl-August kam nicht. Und Gerold sagte wütend: „Wenn du denn nicht arbeiten willst!“ - und schlug krachend die Tür zu. Ein niedliches Bild steht mir vor Augen: Sein Opa, vielleicht 75jährig, pflügte auf Hots Land, und der kleine Gerold ging Furche auf, Furche ab, hin- ter seinem Opa her, die Hände auf dem Rücken, war er ca. 8 Jahre? Du kleiner Bauer hast einen guten Lehrherrn, dachte ich damals. So gern wie Karl-August mit elektrischen Dingen, mit Radio, Telefon, Uhren bastelte, so gern bastelte Gerold mit Holz, Hammer und Säge. Er hatte im Weihnachtsbasteln den ersten Preis bekommen und bekam dafür noch nach seinem Tod durch die HJ ein Buch geschenkt. Der Dienst in der HJ, der Hitlerjugend, machte ihm viel Freude. Er war mit Leib und Seele dabei. Kurz vor seinem Tode wurde er Jung- zugführer. Darüber war er natürlich überglücklich. - Gerold besaß ein kleines Maschinengewehr ganz aus Holz, das einen fürchterlichen Radau machte. Als die Soldaten einmal in der Nähe unseres Hauses übten, hatte Gerold es ihnen vorgeführt. Der Leutnant hatte daran so Spaß, daß er es sich auslieh, um es für seine Kinder nacharbeiten zu lassen. Gerold hatte große Angst, daß er es nicht wiederbekam, und holte es sich aus der Kaserne zurück.

Von Helgas Mann Paul Büchner hatten die Jungs ein Fernrohr bekommen, das sie eifrig benutzten. Paul war den Jungs der Inbegriff eines tapferen, deut- schen Offiziers, dem sie gerne zuhörten. Gerold hatte großes Interesse für das Flugwesen. Er kannte jeden Typ und sammelte Ansichten der Flugzeuge und der tapfersten Flieger. Er wußte, das ist eine Heinkel, das ist eine Ju, das ist eine F.W. = Focke Wulf, das ist ein Wasserflugzeug vom Zwischenahner Flug- platz. Er kannte auch englische Typen. Ob alles stimmte, weiß ich ja nicht, da



ich selbst durchaus keine Kenntnisse darin besitze. - Gerold und ich erlebten zusammen den Augenblick, wo auf dem Flughafen (Alexanderheide) ca. 25 Flugmaschinen mit surrendem Propeller standen, startbereit für den Angriff auf Holland. Er hat mich später öfters daran erinnert: „Weiß du noch, Tante Anni?“ - Bücher las er gerne, natürlich nur, was mit Krieg und Fliegerei zusammenhing. Ich habe mich über seine Bücherreihe gewundert und gefreut. Zum Lernen hatte er keine große Lust und ging ihm gern aus dem Wege. Rechnen und Schönschreiben waren Dinge, die er gar nicht für nötig hielt. Er hatte eine sehr schlechte und unordentliche Schrift. Trotzdem hielt sein Lehrer, Herr Lürssen, große Stücke auf ihn. Sein Wesen und sein Charakter glichen alles wieder aus. Helga Hanken, Cousine ihres Vaters, war den Jungs eine große Freundin. Lagen die Jungs schon im Bett und Helga kam zufällig, dann mußte sie im Schlafzimmer noch lange Geschichten erzählen, und die Jungs hörten andächtig zu. Sie ist auch mit Gerold und Dieter mit dem Rad auf der Umgehungsstraße zu Karl-Augusts Flakstellung gefahren. Ein anderes Mal ist Gerold mit seiner Mutter nach Leerort gewesen, um Karl-August zu besuchen. Wie gern fuhr er nach Müggewar (bei Blexen) zu Oma und Opa Stührenberg. Ja, er hat eine schöne Jugend verlebt. Voller Hoffnung sahen die Eltern und Großeltern ihn heranwachsen. Sie wurden von diesem Unglück bitterhart betroffen.

Was waren die letzten Worte, die Gerold im Konfirmandenunterricht schreiben und lernen mußte? Frage: Können wir denn Gottes Wege in unserem Leben immer verstehen? Antwort: Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken und eure Wege sind nicht meine Wege, spricht der Herr. Wir wissen aber, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Frage: Was dürfen wir sagen, wenn Gott unbegreiflich Schweres auferlegt. Antwort: Dennoch bleibe ich stets bei dir, denn du hältst mich bei deiner rechten Hand, du leitest mich nach deinem Rat und nimmst mich endlich mit Ehren an. Frage: Wie können wir Gott für seine Güte danken? Antwort: Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist und was der Herr von dir fordert, nämlich Gottes Wort halten und Liebe üben und demütig sein vor deinem Gott. - Dem dort einquartierten Soldat steckte Gerold zum Abschied ein Zettelchen in die Tasche. Darauf stand: Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet.

Wir wollen an diesen Worten festhalten und uns Trost daraus holen. Vergessen werden wir den lieben Jungen niemals. Vergessen wird ihn auch das ganze Dorf nicht, nicht die Verwandten und Bekannten. Vergessen werden ihn auch nicht die Kameraden der HJ, die einen großen Kranz dem Sarg vorantrugen, die Mitkonfirmanden, die bei der Trauerfeier im Haus zugegen waren, die Mitschüler und Mitschülerinnen, die ihm jeder eine kleine Blume mit ins Grab gaben, unsere drei Polen, die Kriegsgefangenen, die ihn mit einem wunderschönen Kranz mit Schleife ehrten. Nein, vergessen werden wir unseren lieben Gerold niemals!

Nun müßte auch ein Artikel über Dieter folgen. Ich habe ja schon manches eingeflochten in meiner Hofbeschreibung. Als Gerold starb, war Dieter 11 Jahre, und er war plötzlich sehr allein. Als dann vier Monate später, Kriegsende, Mai

1945, es keine Hitlerjugend mehr gab, verlor er nochmals sein schönes Spielen in der Kameradschaft. (Notizen:) Er wäre gern ausgebrochen aus seinem vorgezeichneten Weg, aber dann muß man ja auch die Konsequenzen ziehen. Er war zu jung zum Heiraten. Eine Ehe war eine Fessel. Die Reife kommt erst mit den Jahren. Das sage ich aus meiner Sicht, aus der Sicht der bejahrten Frau. Vorgezeichnet war der Weg als Landwirt in Bookholzberg. Was er sich wünschte, war im Alter von 18 bis 20 Jahren Landwirtschaftsmaschinenschlosser zu werden. Er suchte eine Lehrstelle im Ruhrgebiet und fand keine. Ich habe damals, als er mir heimlich seine Wünsche offenbarte, zugeredet: Du kannst beides miteinander verbinden. Ein Landwirt ist heutzutage auch Maschinenschlosser. Hier ist eine sichere Existenz. Aber will man mit 18 Jahren eine sichere Existenz?

-----

Die Notizen der letzten Seite zeigen, daß unsere Tante Anni ihre Erinnerungen noch vervollständigen wollte. Ihr plötzlicher Tod ließ es dazu nicht mehr kommen. So will ich versuchen, noch einiges zu ergänzen, um das Bild abzurunden. Durch die schrittweise Auflösung des Hofes, besonders durch den Landverkauf, konnte mein Onkel Karl Hanken (Mutters Bruder) seine Schwestern auszahlen, außerdem seinem jüngsten Sohn Dieter einen neuen, allerdings kleineren Hof in Bookholzberg bei Hude kaufen und für sich sowie für seinen ältesten Sohn Karl-August zwei Häuser auf der sogenannten Schweineweide des Hofes an der Donnerschweer Straße bauen.

So ist aus dem schmerzlichen Verlust des Hofes doch für zahlreiche Menschen eine neue Heimat erwachsen: Als Karl Hanken mit seiner Frau Käthe zu Weihnachten 1969 sein neues Haus bezog, drängte die Zeit, denn das alte Haus wurde für zwei Personen, die zudem auf die 70 gingen, eine Last. Es war für eine große Familie mit vielen Dienstboten bestimmt gewesen; - nun bewachte nur der treue Schäferhund Cäsar noch das alte, jetzt fast unheimliche Gemäuer, aus dem das Leben ausgezogen war. Aber das neue Haus hat der Architekt sorgsam um die alten Möbel herumgebaut, die Räume wirken hell und großzügig und sind gut auf die Bewohner abgestimmt. Zu festlichen Anlässen kann sich dort, wie im Bauernhaus, die Familie zusammenfinden.

Sein Sohn Dieter Hanken war seit 1955, also mit 21 Jahren, der junge Bauer in Bookholzberg. Er baute mit Hilfe seines Vaters den alten Hof Ohlebusch zum neuen Hankenhof aus. Er war trotz seiner Jugend bei den Bauern der Umgegend und seinen Nachbarn geschätzt und beliebt. - Nach fünf Jahren wollte es ein tragisches Geschick, daß auch unser Dieter im Alter von nur 26 Jahren im Auto verunglückte (1960). Wie furchtbar dieses Unglück uns alle traf, brauche und kann ich nicht sagen. - Er hinterließ zwei Kinder: Gerd war fünf, Elke zwei Jahre alt. Seine Frau Dora hat den Hof mit Hilfe von Vater Karl und später ihres zweiten Mannes Martin Kautz tatkräftig weitergeführt, um ihn ihrem Sohn zu



erhalten. Gerd ist jetzt 20 Jahre alt und bereitet sich gründlich darauf vor, den Hof bald zu übernehmen. Er ist gerne Bauer und versteht sich gut mit seinem Opa Karl. Elke lernt bei der Raiffeisenbank. Sie ist 3 Jahre jünger.

Karl-August Hanken ist seit frühester Jugend passionierter Elektriker und deshalb kein Bauer. Er wohnt mit seiner Frau Eva und den vier Kindern, Gerold, Susi, Dörthe und Jens, im neuen Haus neben seinen Eltern. An diese Kinder und an die beiden in Bookholzberg ist der Bericht von Tante Anni gerichtet.

Magda Hanken (meine Mutter) hatte nach der Flucht aus Berlin und Breslau und dem Verlust ihres Mannes, des Dipl.-Ing. Georg Hullmann aus Ipwege, schwere Jahre durchgemacht. Ihr Erbteil aus dem Hof wurde nun der Grundstock zum eigenen Haus. Über der Haustür ist deshalb ein Stein eingelassen mit der Hausmarke des Johann Hanken  und den Jahreszahlen 1428 und 1956, dem Jahr ihres Einzuges. Leider starb sie bereits neun Jahre später, kam also nicht mehr in den Genuß eines sorgenfreien Lebensabends. Sie hatte als älteste Tochter viel Sinn für die Landwirtschaft und die Familiengeschichte, hatte auch ihren Stammbaum zusammengestellt und hing sehr an ihrer oldenburgischen Heimat.

Ihre Tochter Marianne (das bin ich) verlebte in ihrer Kindheit stets ihre Ferien bei den Großeltern auf dem Hof, fand dann 1945 dort kurze Zuflucht und ist seit 1964 (im Häuschen ihrer Mutter) auch Oldenburgerin geworden. Sie ist unverheiratet und arbeitet, da sie die Bauleidenschaft ihrer Mutter und Großmutter geerbt hat, in einem Architektenbüro.

Frieda Hanken hat, nach dem tragischen Verlust ihres Mannes Gerhard Meinardus, nun auch den Hof in Neuenbrok verkaufen müssen und zog in unsere Nähe. Auch ihr Sohn Renke (Meinardus) hat hier ein Reihnhaus. Er ist Wasserbauingenieur und heimatkundlich sehr interessiert, führt also die Tradition seiner Tante weiter in der mittleren Generation. Sein Sohn Hauke wurde genau an dem Tage geboren, an dem der letzte Hankenbauer (Karl) den Hof verließ. Es war der 20. Dezember 1969. Renkes Schwester Hille ist in Hekeln bei Berne mit einem jungen Landwirt, Dietmar Rulfs, verheiratet und hat zwei Jungens (Eike und Volker).

Mit meiner Tante Anni Hanken war ich besonders eng verbunden. Sie war meine Patentante und unverheiratet. Deshalb galt ihre besondere Liebe ihren Neffen und Nichten und später deren Kindern. An sie ist daher auch diese Erzählung vom alten Hankenhof gerichtet. Tante Anni hatte ein heiteres Wesen (ich meine, es sei durch unseren Opa Diederich in unsere Familie gekommen, auch Onkel Friedrich hatte es wohl manchmal, ebenso Gerold) und war geistig sehr beweglich. Das half ihr und ihren Mitmenschen über manches Schwere hinweg. Sie war als Hausdame meistens bei älteren Menschen. Für unsere Familie wurde sie dann das Bindeglied. Sie hatte seit 1957 eine schöne, kleine Wohnung im obersten Stockwerk eines Wohnblocks der Gartenstadt Ohmste-

der Esch, die ab 1956 zum großen Teil auf ehemals Hankenschem Besitz entstand. Aus ihrem Fenster konnte Tante Anni (wir nannten sie „Tanni“) auf den elterlichen Hof und das alte Schumachersche Haus, dazwischen das alte Bohlensche Grundstück (jetzt auch neu bebaut mit Wohnblocks), hinuntersehen. Links daneben lag Helga Büchners (geb. Hanken) Haus auf unserer ehemaligen Weide „Kornhoff“, dahinter die Ohmsteder Kirche, zu der sie gerne ging und auf deren Friedhof das Familiengrab der Hankens liegt. Und auf der anderen Seite entstanden dann 1969 die beiden neuen Hankenhäuser. Über sie hinaus ging der Blick zum Waterende und weit hinaus in die Hunteniederung: Ein rechtes Refugium für den Lebensabend einer kleinen, alten Dame mit immer jungem Herzen.

Zum Schluß möchte ich noch an die 18 Familien denken, die auf dem Grund und Boden des Hankenhofes ihr neues Zuhause gefunden haben. An sie möchte ich mich besonders wenden mit diesem Büchlein, vor allem an ihre Kinder, denn es ist nicht gleichgültig für unser Leben, wo wir unsere Kindheit erlebt haben und was dort so in der Luft hing.

Marianne Hullmann



*Abb. 2:  
Urgroßvater Gerhard Hanken  
(1811-1900), um 1865*



*Abb. 3:  
Die Autorin  
Anni Hanken  
(1898-1974)*



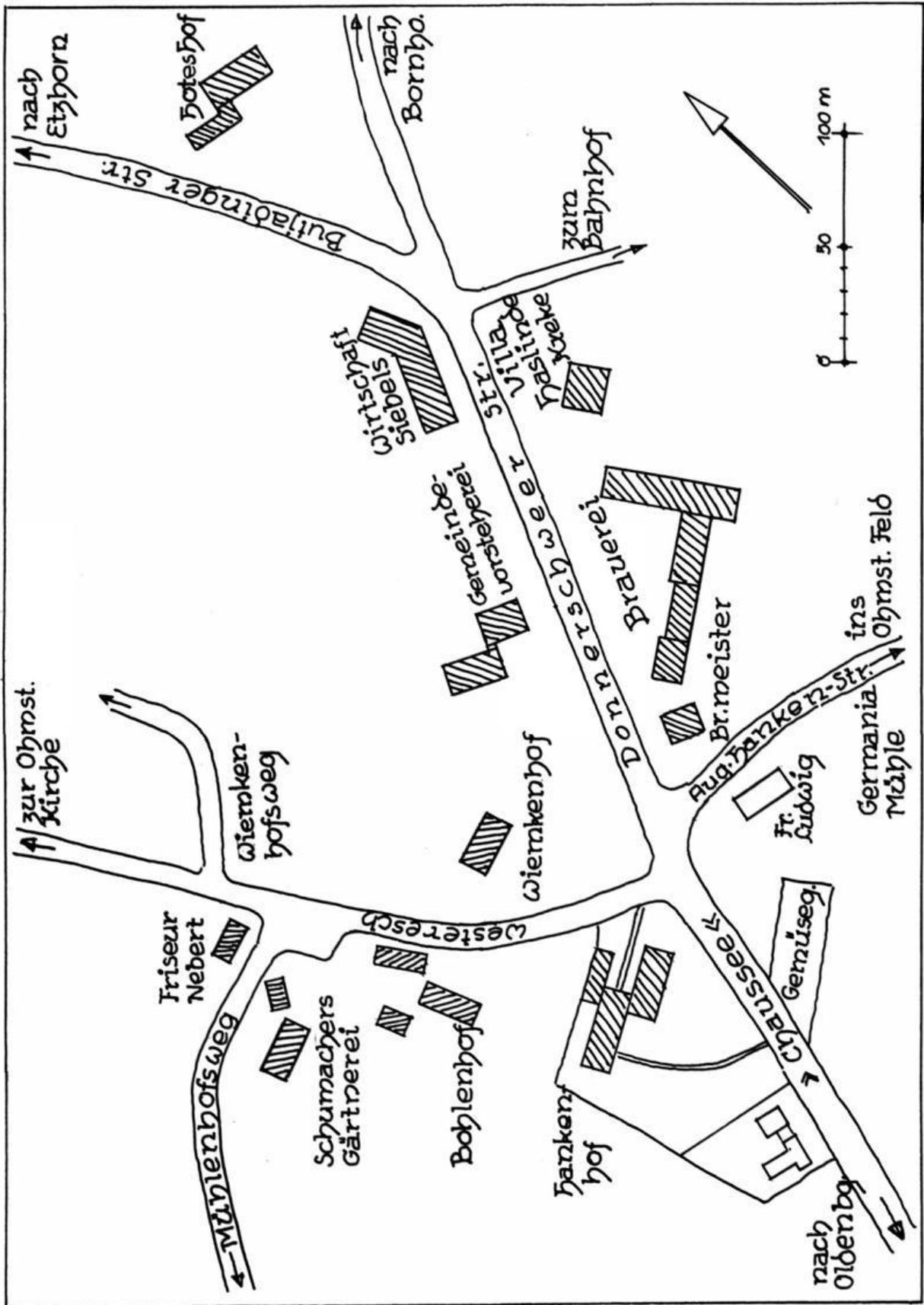


Abb. 5: Lageplan des Hankenhofes und seiner Nachbarn, Zeichnung von Marianne Hullmann



*Abb. 6 u. 7: Der Hankenhof von der Straße und vom Garten aus gesehen*





Abb. 8: Eichenschrank von 1743 („Hille Freels zu Ohmstede“)

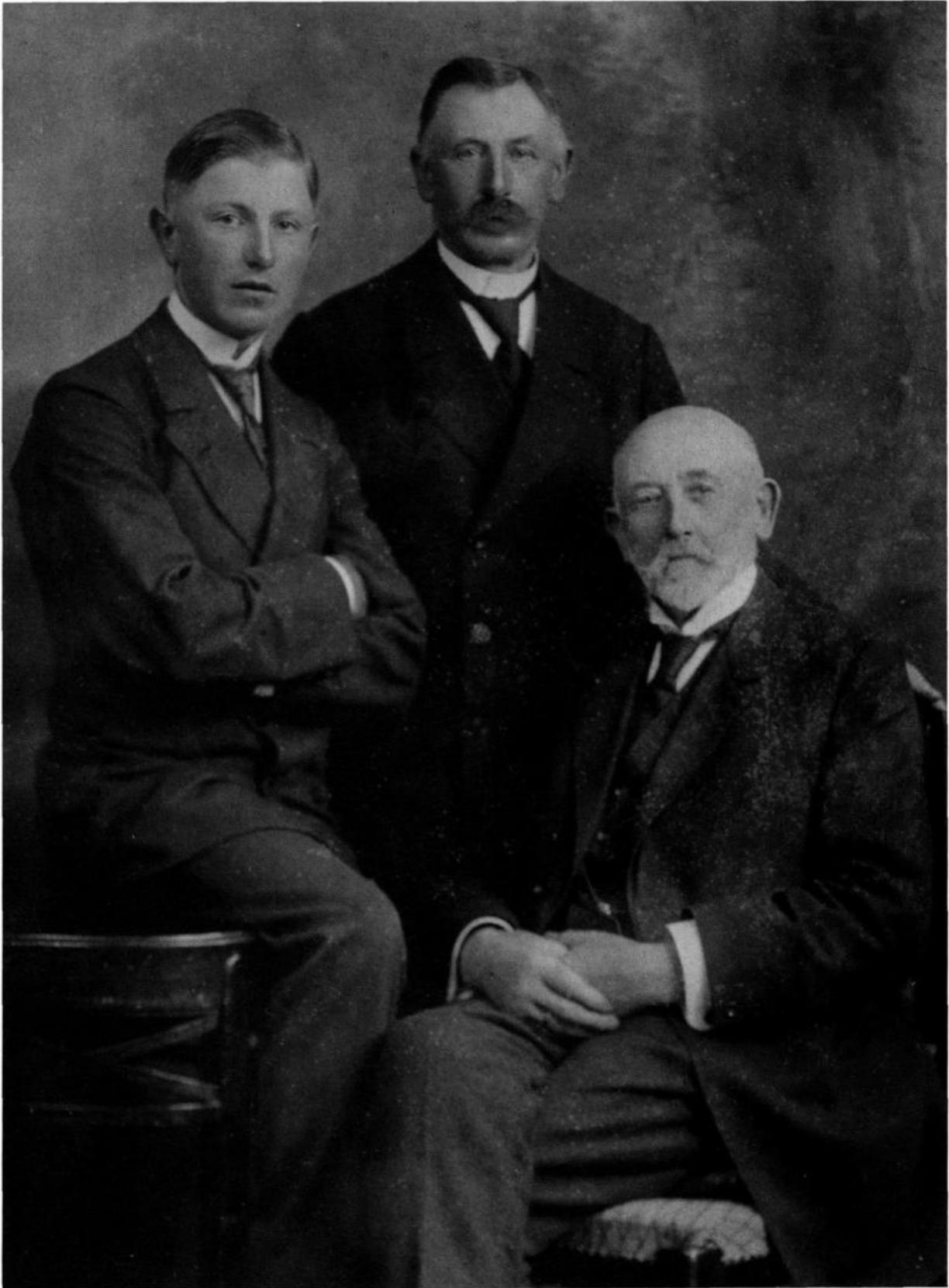


Abb. 9: Kastentruhe von 1728 („Grete Ahlers“)

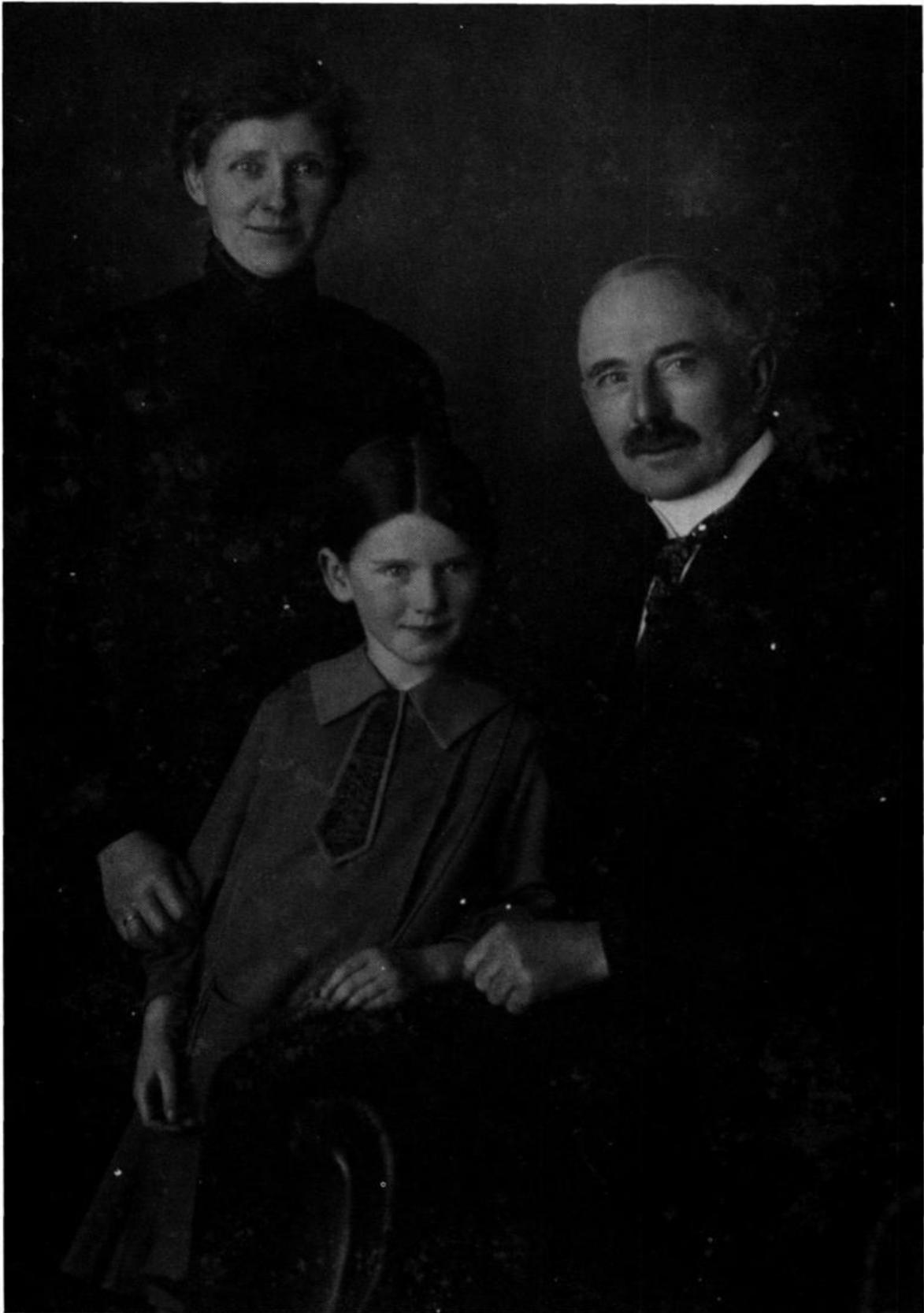


Abb. 10: Gemeindevorsteher *Diedrich Hanken geb. Tabken* (1838-1920), 1919  
(Großvater)

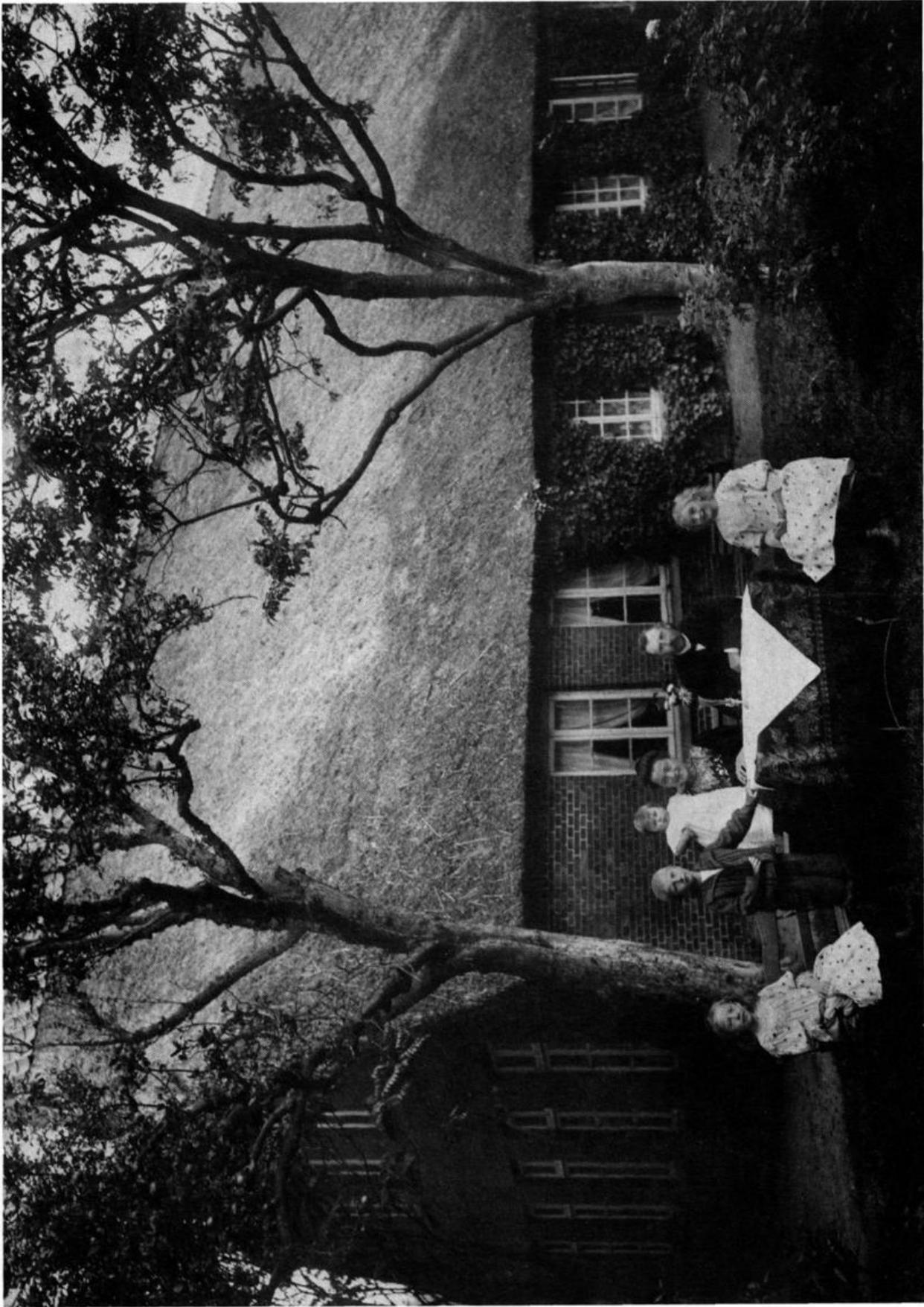
738



*Abb. 11: Drei Generationen Bauern des Hankenhofs (v. r.): Diedrich Hanken (1838-1920), Georg Hanken (1865-1956) und Karl Hanken (1900-1978), um 1919*



*Abb. 12: Gemeindevorsteher Friedrich Hanken (1869-1939) mit Ehefrau Dora geb. Roggemann (1889-1946) und Tochter Helga, 1928*



*Abb. 13: Familie Hanken 1908 im Garten (v. l.): Anni, Karl, Frieda, Mutter (Magthilde geb. Wöbken), Vater (Georg Hanken), Magda*



*Abb. 14 u. 15: Magda (1897-1965) und Anni Hanken (1898-1974), 1900 bzw. 1919*



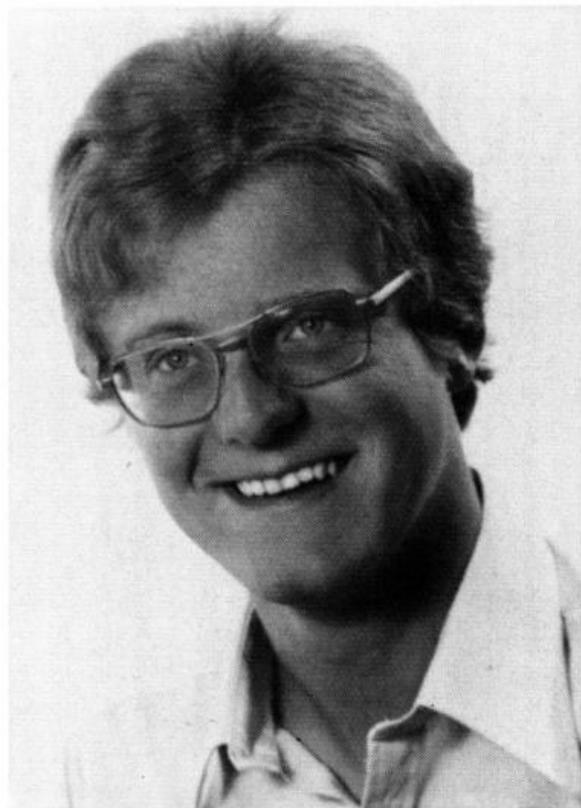
*Abb. 16: Ünnerslag im Flur*



*Abb. 17:  
Gerold Hanken (1930-1944)*



*Abb. 18:  
Dieter Hanken (1934-1960)*



*Abb. 19:  
Gerd Hanken (\*1955)*



Abb. 20: Familie Hanken etwa 1923 (v. l.): Frieda, Vater (Georg), Anni, Mutter (Mathilde), Karl



Abb. 21: Familie Hanken im Jahre 1940 (v. l.): Karl, Marianne, Gerold, Magda, Dieter, Mutter (Mathilde), Vater (Georg)



Abb. 22: Familie Hanken Weihnachten 1968 (das letzte Weihnachtsfest auf dem Hankenhof)



*Abb. 23: Abbruch des alten Hankenhofes in Ohmstede, Januar 1971*



*Abb. 24: Ausfahrten von Verwundeten 1914, bei Großvater Diedrich Hanken*



*Abb. 25: Die Neubauten von Karl und Karl-August Hanken in Ohmstede*



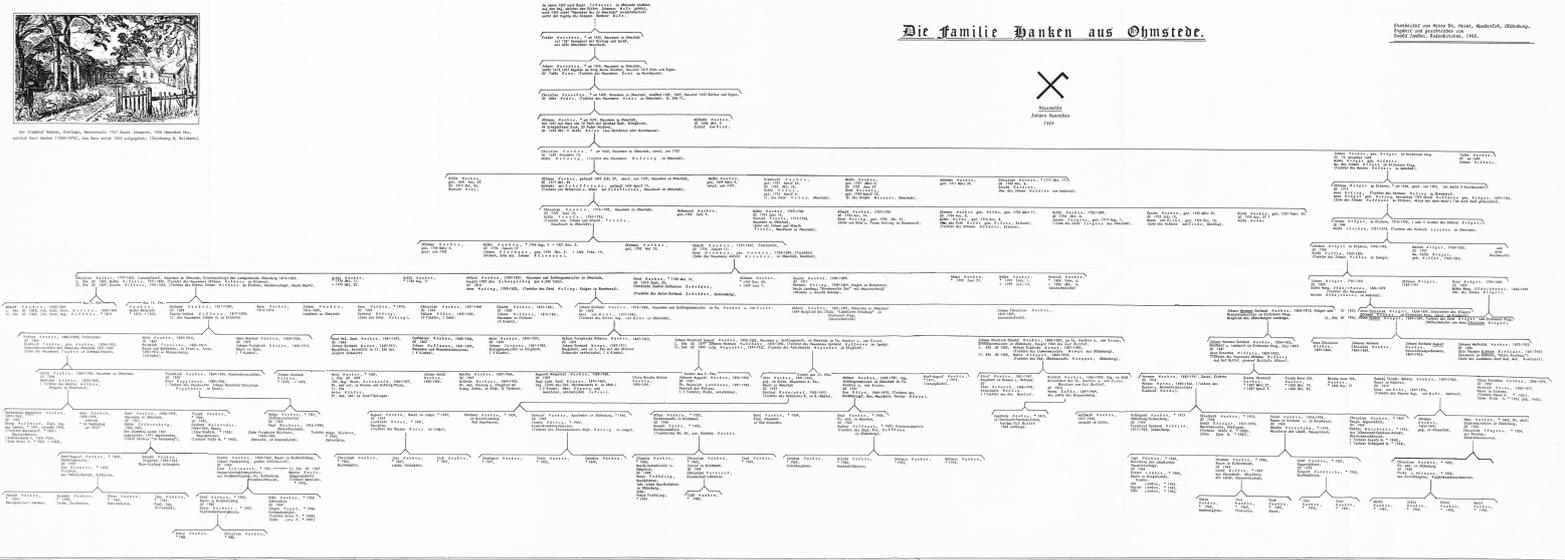
Das Gutshaus in Ohmstedt, im Jahre 1880. (Nach einer Zeichnung von H. W. Schlegel.)

# Die Familie Hanken aus Ohmstedt.

Verfaßt von Herrn Dr. H. W. Schlegel, Ohmstedt.  
Erstausgabe im Jahre 1880.  
Zweite Ausgabe im Jahre 1900.



H. W. Schlegel  
Ohmstedt







*Abb. 26: Das Gemeindebüro, zugleich Standesamt, war das Verwaltungszentrum der Gemeinde Ohmstede. In über 60jähriger Amtszeit (1872-1933) wirkten Diedrich und Friedrich Hanken hier als Gemeindevorsteher, in einer Ära großer Fortschritte, aber auch einschneidender Ereignisse (Erster Weltkrieg und Inflation). Aufnahme etwa 1910.*